

**Anna-Halja Horbatsch**

# **Die Stimme des Grasses**

**Phantastische Erzählungen aus der Ukraine**



**Brodina Verlag**

# **Die Stimme des Grasses**

**Phantastische Erzählungen aus der  
Ukraine**

**Ausgewählt und übersetzt von  
Anna-Halja Horbatsch**



**Brodina Verlag**

Anna-Halja Horbatsch  
Die Stimme des Grases. Phantastische Erzählungen aus der Ukraine.  
Ausgewählt und übersetzt von Anna-Halja Horbatsch

ISBN 3-931180-11-5  
Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © Brodina Verlag D-64385 Reichelsheim 2000  
Druck: Druckerei Sulzbach, Erbach/Odenwald  
Printed in Germany 2000

## Die Stimme des Grases

Sie hörte die Stimme des Grases, denn es war keine Grille, die zu ihren Füßen sang. Es war weder die Stimme eines Vogels, noch eines Tieres, eines Menschen oder eines Insekts - nur das Gras konnte so reden. Die Stimme klang gedämpft, es war eher ein Flüstern, doch sie verstand es. Zwar nicht so, wie man die menschliche Stimme oder den Ruf eines Tieres versteht, es ging hier um eine ganz andere Dimension, die sie nicht zu erklären vermochte. Diese Stimme hätte sie nicht in die menschliche Sprache übersetzen können, was sie ja auch nicht tun mußte. Es war mehr ein Fühlen als ein Verstehen dieser Stimme, die sich nicht anders erfassen ließ. Sie saß auf der Mauer und sah den Zaun mit dem Einstieg, hinter dem sich ein Stück des Weges und ein Tümpel mit drei Enten abhob. Etwas weiter erstreckte sich eine hellgrüne, fast in die Augen stechende Weide, auf der Hirtenknaben ein Feuer entfacht hatten, obwohl es noch gar nicht kalt war und der Tag noch hell leuchtete. Das rote Feuer loderte und flackerte, über ihm stieg eine graue Rauchwolke empor. Ein so kleines Feuer und so viel Rauch, dachte sie, und es schien ihr, daß sich in jener Wolke etwas bewegte und herumtrieb. Sie sah einen jungen Körper, nackt und glänzend, sich vergnüglich inmitten des Rauchs tummeln, und erkannte in der Badenden Warka Morosiwna, dieselbe Warka, von der sie in der Nacht geträumt hatte.

"Warka, was willst du von mir?" fragte sie laut, doch Warka lachte in der Rauchwolke auf, die über dem kleifien Feuer aufstieg.

"Natürlich", sagte die Alte und ließ den Blick sinken. "Du lachst über mich, denn verglichen mit dir..."

Sie blickte erneut nach unten zu ihren Füßen und sah das Gras. Sie spürte die leise Stimme, in der etwas Seltsames und Trauriges mitklang. Es ähnelt einem grünen Weinen, einer Klage oder einem Lied, überlegte sie, da singt jemand, dem gar nicht fröhlich zumute ist. Dieser jemand, der gar nicht fröhlich klang, schien sich ihr genähert zu haben und war

stehen geblieben. Jemand, der keinen Körper besaß, doch anwesend war. Sie spürte, daß er atmete und sie ansah. Er schaute sie an, als erwartete er, daß sie ihm eine Antwort gab.

"Warka, bist du es, die neben mir steht?" fragte sie, doch es war nicht Warka. Es war wieder die Stimme des Grases.

Den Hirtenknaben draußen auf der Weide näherte sich ein Reiter in schnellem Ritt, sein Pferd stieb munter die Erde auseinander. Der Reiter hielt sein Tier an und rief den Knaben etwas zu. Er wandte sich um, zeigte mit dem Finger in eine Richtung, und die Alte vor dem Hauseingang merkte, daß die Rauchwolke inzwischen den halben Himmel bedeckt hatte. In ihr tummelte sich nicht mehr die leichtsinnige Warka, jemand Zorniges und Feuriges rollte in einem Gefährt heran. Ein Wind hatte sich unerwartet erhoben, jedoch nicht von der Wolke her, er wehte sie einfach an, doch die Alte war ruhig geblieben.

"Brauchst du Regen?" fragte sie, wandte jedoch den Kopf nicht in die Richtung, wo dieser jemand stand und sie ansah. "Natürlich", nickte sie. "Die Erde hat genug getrunken. Die Saat ist aufgegangen und gedeiht gut. Das Gras wächst sogar noch üppiger als sonst, nicht wahr?"

Sie lauschte, was ihr das Gras wohl sagen würde. Doch sie erhielt nicht die Antwort, die sie hören wollte. Da schloß die Alte die Augen und lächelte. Ihr Gesicht nahm einen gütigen, friedlichen Ausdruck an, die Sonne lugte hinter der Wolke hervor und strahlte über das ganze Land. Danach sah die Alte Warkas zorniges Gesicht und lachte leise.

"Warka, dein Blut wallt! Du hörst einzig auf diese Stimme. Ich tu's nicht, Warka, denn ich bin weiser als du. Ich bin schließ lich schon alt an Jahren. Warka, ich höre auf die Stimme des Grases und nicht die des Blutes..."

Als die alte Zauberin mit geschlossenen Augen so dasaß, geschah etwas, was sie nicht erwartet hätte. Ihr Ohr hatte es nicht vernommen, die Augen hatten es nicht entdeckt. Es schien ein Geruch zu sein, den sie hier nie zuvor gerochen hatte, vielleicht war es aber auch nur ein Hauch. Unwillkürlich wurde sie wachsam, ihre Augen sprühten kalt. Über den

Zauneinstieg kam ihr ein Jüngling entgegen, er war gertenschlank, die weiße Leinenkleidung hing an seinem Körper. Sein Gesicht schien in Milch gewaschen zu sein, er mußte sehr jung sein! Die Füße waren schwarz und rissig, in der Hand hielt er ein kleines Bündel.

"Was willst du hier?" fragte die Alte mit hoher Stimme.

Der Jüngling blieb stehen und sah sie etwas erstaunt, ja, voller Schreck an. Sie starrten sich eine Weile an, wonach die Alte zu zürnen und er sich zu fürchten aufhörte. Ihre Augen verengten sich, etwas Warmes blinkte in ihnen auf.

"Du bist also schon gekommen", sagte sie friedfertig. "Ich habe dich jedoch noch nicht gerufen."

"Solltet Ihr mich rufen?" fragte der Jüngling und trat näher heran.

"Gewiß", lachte sie leise auf und wollte an ihm vorbeischaun, um ihre Augen zu beruhigen. Doch er stand allzu nah bei ihr, verstellte ihr die Aussicht, wovon sich die Alte verfinsterte.

"Sagt, bitte, seid Ihr diejenige, die man Schabunycha nennt?" fragte der Jüngling feierlich.

"Ich heiße nicht Schabunycha, ich werde nur so gerufen", erwiderte sie. "Mein eigentlicher Name ist ganz anders..."

"Ich weiß, Iwanycha Halajdycha", sagte der Jüngling.

"Setz dich hierher", forderte sie ihn auf, denn sie wollte unbedingt, daß er aus ihrem Blickfeld verschwand.

Er setzte sich neben sie auf die gemauerte Hausbank, und sie erweckten beide den Eindruck, als unterhielte sich eine Großmutter mit ihrem Enkel. Sie blickte erneut in den weiten Raum: die Wolken am Himmel waren verschwunden, die Hirtenknaben und die Rinder auf der Weide waren fort, nur in der weiten Ferne konnte man einen dahinjagenden Reiter erkennen. Es kam ihr vor, als hätte er ihr sein kalkweißes Gesicht zugewandt, dabei aufgelacht und die Zähne gebleckt. Nach einem weiteren Augenblick hüllte eine graue Staubwolke den Reiter ein, er verschwand, als wäre er von der Erde verschluckt worden.

Der Jüngling neben ihr saß schweigend da.

"Bist du müde vom weiten Weg, daß du so schwer atmest?" fragte die Alte plötzlich.

"Ja", antwortete er ruhig. "Ich bin eine ganze Woche zu Euch unterwegs gewesen. Ich komme aus Kalyniwka."

"Dann bist du weit gegangen, wenn du aus Kalyniwka bist..."

"Ich bin in alle Dörfer eingekehrt. Ich mußte mich durchfragen."

"Wonach hast du gefragt?"

"Das müßt Ihr doch selbst wissen. Ihr habt mich doch schließlich erwartet..."

"Ich habe dich erwartet?" rief Iwanycha.

"Etwa nicht?" sagte der Jüngling. "Ich wachte eines Tages auf, da näherte sich mir der Hahn. "Geh", sagte er, "denn es wird Zeit, daß du aufbrichst. Sie ruft dich..."

"Der Hahn... ist ein heiliger Vogel", erwiderte sie. "Hat er sich dir wirklich genähert?"

"Was hätte mich wohl sonst zu Euch gebracht?" fragte der Jüngling ein wenig überheblich.

Iwanycha betrachtete ihn ruhig von der Seite. Sein Gesicht war gar nicht braungebrannt, es leuchtete matt. Die kleinen Augen mit dem scharfen Blick schienen rund zu sein, auf den Lippen spielte ein leichtes Lächeln.

"Und eine schwarze Katze, ist sie nicht zu dir gekommen?" fragte Iwanycha.

"Nein, eine schwarze Katze habe ich nicht gesehen", erwiderte er langsam. "Es kam auch kein weißer Windhund, nur der Hahn. Er war feuerrot..."

Wie jenes Feuer auf der Weide, dachte die Alte und suchte mit den Augen die Stelle, wo noch kurz zuvor das Feuer geflackert hatte. Doch dort war nichts mehr zu sehen, keine Spur war zurückgeblieben. Sie war

verwundert, scheinbar davon raschelte das Gras neben ihr. Das Laub begann zu knarren, als sei es hölzern geworden, ein Ende des Schattens einer Linde, die am Wegrand wuchs, zog sich bis zu ihren Füßen hin. Sie blickte zum Schatten, der sich ihr bedrohlich genähert hatte, und wich zurück.

Der Jüngling neben ihr saß unbeweglich da, nur das rätselhafte Lächeln irrte über sein Gesicht. Iwanycha wollte erneut allein sein, um sich in aller Ruhe in die Sprache der Pflanzen, des Himmels und der Erde zu vertiefen, denn sie würde gewiß etwas hören oder spüren. Dieser große Junge mit seinem eingebildeten Lächeln störte sie, in seiner Gegenwart war sie taub und blind. Doch sie konnte ihn nicht vertreiben, ruhig saß er neben ihr, außerdem hatte ihr Gespräch erst begonnen. Daher beschloß sie, ihm auf andere Weise zu entfliehen: ihre Augen verschwanden hinter den geschwollenen Lidern, der Mund schrumpfte ein, die Arme versanken in den Ärmeln der grauen Tuchjacke, die Füße verschwanden unter ihrem langen Rock. Sie war völlig in sich zusammengesunken, als wäre sie eingeschlafen: sie war rund wie ein Knäuel, vielleicht war sie auch zu einem Knäuel geworden.

"Großmütterchen, ich bin nicht ohne Zweck zu Euch gekommen", sagte der Jüngling laut. "Hört Ihr mich überhaupt? Bevor ich zu Euch aufbrach, hatte ich einen Traum. In diesem Traum seid Ihr mir genau so erschienen, wie Ihr gerade neben mir sitzt, und habt mir gesagt:

'Komm, ich werde es dir beibringen.' Und dann habt Ihr noch gefragt, ob ich auf dem linken Arm ein Muttermal hätte. Ich habe es Euch gezeigt. Da sagtet Ihr zu mir, daß Ihr gerade mich für die Lehre bräuchtet. Ich wollte diesem Traum keinen Glauben schenken. Doch als der Hahn davon sprach, hörte ich auf zu zweifeln."

"Kennst du Warka Morosiwna?" fragte Iwanycha unerwartet, als wäre sie gerade aufgewacht.

"Hast du jemals von ihr gehört?"

"Von Warka Morosiwna habe ich noch nie gehört", antwortete der Jüngling ruhig. "Doch nein, die Leute haben mir einiges über sie erzählt."

Sie sagten, es gäbe in unserem Land zwei berühmte Zauberinnen: die eine wäret Ihr, die zweite angeblich Warka. Doch Ihr und nicht Warka seid mir im Traum erschienen."

"Was willst du eigentlich von mir?" fragte sie kalt.

"Das müßtet Ihr doch wissen, was ich von Euch will. Eine Woche bevor ich zu Euch aufbrach, habe ich noch gar nichts gewollt."

"Wenn das so ist, dann bleib neben mir sitzen und schweig", sagte sie etwas ungeduldig. "Rühr dich nicht..."

"Und warum?"

"Weil ich nachdenken muß", sagte sie langsam, "vielleicht auch mich an etwas erinnern."

Sie wurde erneut zum einem Wollknäuel, ihr Gesicht wurde so leblos, daß er nicht wagte, sie zu stören. Er saß da und betrachtete die Gegend, die sich vor ihm ausbreitete. Er sah ein Stück des Weges, etwas weiter leuchtete die grüne Weide, auf der Hirtenknaben ein Feuer entfacht hatten, obwohl es gar nicht kalt und der Tag noch ganz hell war. Sie nahmen Anlauf und sprangen über das Feuer. Es mußte dort sehr lustig zugehen, denn der Jüngling sah unentwegt zu ihnen hinüber und hatte die Alte vergessen, neben der er saß. Sie schien wirklich leblos zu sein, in diesem Augenblick, denn sie verweilte gar nicht im eigenen Körper, sondern ging einen schmalen, rutschigen Pfad entlang, der sie in die vergangenen Tage führte. Dieser Pfad verlief wie ein Band über der Erde, führte in ein blaues Dunkel und schien kein Ende zu nehmen. Vorsichtig trat sie mit ihren bloßen Füßen auf, an ihr vorbei zogen zusammengedrängte und etwas entstellte Gesichter und Dinge: sie sah alle, denen sie an diesem Tag begegnet war, und alle Dinge, die sie mit der Hand oder mit den Augen wahrgenommen hatte. Hier lebten Pflanzen und Tiere, wuchsen Bäume, deren Blätter Worte waren, die alle an diesem Tag gesagt worden waren. Sie las sie wie eine Schrift, obwohl sie gar nicht lesen konnte, gestrige lebendige Gewohnheiten taugten in dieser Wanderschaft nicht. Sie wiederholte alle Worte und Stunden, alle

Tage und Nächte, blätterte sie durch wie ein Buch, doch dieses Buch hatte keine Seiten sondern nur Bilder.

Diese Bilder waren so zahlreich. Sie schob sie beiseite wie sauber verlesene Getreidekörner und ließ nur das zurück, was sich in der Nacht zugetragen hatte. Das Dunkel rundum war noch dichter, der Pfad, auf dem sie schritt, dünner geworden. Die Alte ging nicht mehr, sie flog eher, denn jede Nacht flog sie so über den Hain, die Schlucht und noch höher. Sie betrachtete die traurige runde Scheibe des Mondes, verspürte davon einen bitteren, brennenden Geschmack im Mund, so wie in den Augenblicken, wenn sie einen der scharfen und glühenden Strahlen erwischte, die von jedem Stern niederhingen, und an denen sie zog.

Doch nein, sie hatte sich schon lange nicht mehr damit abgegeben, weder mit den Sternen noch mit dem Regen. In der letzten Zeit hatte sie immer öfter an die Erde gedacht. Ja, alle Nächte, die sich vom Heute nach dort hinzogen, wohin sie aufgehört hatte, sich zu begeben, waren einzig vom Lauschen erfüllt. Sie lauschte, was die Erde sagte, und hörte die Stimme des Grases. Sie wußte, daß keine menschliche Stimme einer anderen glich, und das betraf auch die Pflanzen.

Jede hatte ihre eigene Stimme und sprach nur von sich selbst. So viele Sprachen, wie die Menschen besaßen, so viele gab es auch unter den Pflanzen. Die Kräuter sprachen anders als das Gras, die Bäume noch anders. Die Bäume verstanden das Gras nicht, dafür aber die Sträucher. Die Sträucher verstanden die Stauden, die Stauden das Gras. Gemeinsam konnten sie sich miteinander verständigen, doch nicht unmittelbar. Auch liebten und haßten sie einander. Die einen konnten nahebei leben, andere gingen zugrunde. Auch kämpften sie um die Erde, deshalb siegten die einen an einer Stelle, andere an einer anderen. Wenn sie gemischt zusammenwuchsen, hieß das, daß Krieg herrschte unter ihnen. Der eine wurde zum Sieger, der andere kam um.

Konnte ich, überlegte die Alte, da ich so sehr beschäftigt bin, noch irgendwessen Traum besuchen? Sag mir grünes Kraut, kann ein Mensch, der beschäftigt ist, etwas tun, wovon er nichts weiß?

Sie lauschte, doch sie erhielt keine Antwort. Das war auch verständlich: wie sollte ihr jemand antworten, da neben ihr der Jüngling saß. Ohne Einsamkeit konnte es nichts Heiliges geben.

Sie wollte bereits die Lippen öffnen und sagen, daß sie nicht im Traum des Jünglings gewesen sei, als plötzlich aus der Finsternis, in der sie umherirrte, aus dem Dickicht der Gesichter, Dinge, Gräser und Pflanzen, die aufgequollen um sie herum schwammen, plötzlich eine weitere Stimme zu ihr drang. Eine ganz leise Stimme wie die Bewegung erstorbener Lippen, doch die Alte hörte sie. Sie erschauerte. Diese Stimme sagte ihr etwas Überraschendes, längst Vergessenes. Aber nein, sie hatte es nicht vergessen, wie sie niemals vergaß, daß sie lebte. Dieses Etwas lag stets in ihr verborgen und eingeschläfert, nun war es unerwartet aufgewacht. In Gedanken begann sie ihre Jahre zu zählen. Da sie mehr waren, als sie Zahlen kannte, gab sie es auf, sie zu zählen. Das müßte ein Zeichen für dieses Kommen sein, überlegte sie und dachte nach, ob dieses Kommen nicht doch ein Zeichen war. "So, so" sagte sie kaum hörbar, "das ist das Zeichen!"

"Junge, wie alt bist du?" fragte sie.

"Dreizehn", antwortete er.

"Du siehst aber eher nach sechzehn aus."

"Das kommt davon, weil ich lang bin. Auch mein Vater war groß, der Großvater ebenso. Doch wir haben schlanke Knochen. Schaut her!"

Er streckte ihr seinen langen dünnen Arm entgegen, doch Iwanycha sah nicht hin. Sie blickte zur Weide, auf der erneut ein Feuer brannte und Vieh graste.

"Habt Ihr mich nun gerufen oder nicht?" fragte der Jüngling ungeduldig und erhob sich.

Die Alte antwortete nicht. In ihrem Augenwinkel erschien plötzlich eine Träne.

"Großmütterchen, Ihr seid so merkwürdig!" sagte der Jüngling. "Wenn Ihr mich nicht gerufen habt, werde ich wieder gehen..."

Er stand vor ihr mit seinem Bündel in der Hand und schniefte plötzlich, wie es Kinder tun.

"Warte", sagte die Alte heiser. "Weshalb drängst du mich? Du weißt doch selbst, daß die Angelegenheit, die dich hierher geführt hat, nicht so einfach ist."

"Ja, ich weiß. Ich muß lernen", sagte er kurz und streng.

"Und weißt du auch, was mit mir geschieht, wenn ich es dir erst beigebracht habe?"

Er wandte ihr seine fragenden Augen zu und sah sie an. Sie hielt diesem Blick nicht stand. Sie schaute auf das Gras unter ihren Füßen, doch es war totes Gras. Sie hörte keine Stimme von ihm - nichts als Kraut, dazu bestimmt, darauf zu gehen.

Das Haus war an einen Hang gelehnt, der von unten bis oben mit blühendem Flieder bewachsen war. Die Blüten bedeckten lockig die grünen Sträucher, abends wetteiferten darin die Nachtigallen, sie schlugen an, weinten, tönten, als dengelten sie Sensen.

An den Abenden ging ein geheimnisvolles Leben in den Fliedersträuchern vor sich: jemand flüsterte, sang und raschelte. Jemand atmete laut, ein anderer wimmerte mit hoher Stimme, als ahmte er die Nachtigall nach. Früher hatte sich die Alte diesen Lauten hingeeben, hatte große Freude daran, denn sie war sicher, daß sie es war, die diesen Hang verzauberte.

An diesem Tag hörte sie nur die Nachtigallen und sah den Jüngling an, dessen Gesicht in der Dämmerung erstarrt schien.

"Hörst du gerne den Klang der Nachtigallen?" fragte sie.

"Brauche ich diese Nachtigallen?" erwiderte der Jüngling mit ernster tiefer Stimme.

"Wenn du sie nicht brauchst, dann ist es auch nicht nötig zu lernen", antwortete Iwanycha und streckte sich in die Richtung, wo die berühmtesten aller Vögel schlugen, piffen und schallten.

"Großmutter, zürnt nicht", flackerte sein Blick auf. "Wenn es sein muß, dann sollen sie!"

Doch sie wurde von einem Gefühl durchdrungen, zu dem er keinen Zugang hatte. Das wiederholte sich jeden Abend, und so geschah es auch diesmal. Die Fliedersträucher schienen hinabzugleiten und die Senke mit violettfarbener Dämmerung zu füllen, sie war nicht nur in der Luft, sondern im Inneren alles Lebendigen - Herz und Seele füllten sich damit. Die Augen Iwanychas erloschen, weil sie nichts mehr anblickte, sie erstarb erneut vor den Augen des Jünglings. Er wollte sie anfassen und wachrütteln, weil sich dieser Abend auch seiner zu bemächtigen begann, etwas Seltsames und Wunderliches erfüllte seine Brust, er atmete irgendwie schluchzend.

"Denke ja nicht, ich hätte dich bereits aufgenommen", sagte Iwanycha. "Nicht jeder kann es lernen, dazu muß man geboren sein."

"Ich bin dazu geboren, Großmutter Iwanycha", sagte der Jüngling und näherte sich ihr.

"Das meinst du", sagte die Alte, die kaum ihre Zunge bewegte.

"Doch das über die Nachtigallen, das war gar nicht gut, was du gesagt hast. Die Erde, mein Sohn, ist ein Knäuel, als Netz geknüpft. Es gibt darin nichts Vergebliches und Unnötiges, doch nicht jedem ist es gegeben, es zu verstehen."

"Wenn das so ist, dann prüft mich", sagte der Jüngling und spürte, wie seine Lippen ganz trocken waren.

Die Alte saß in der Dämmerung und schien kaum zu atmen. Sie saß dunkel und unbeweglich, den Kopf in ein schwarzes Tuch gehüllt, die Arme in der grauen Tuchjacke verborgen.

Ihr dunkles Gesicht schien von der Finsternis verschluckt, nur ihre Augen blitzten hin und wieder. Sie horchte in sich hinein, um herauszufinden, was sie durchdrang: war es warm oder kalt? Etwas Brennendes und Tauriges durchfuhr sie, während ganz in der Nähe eine Nachtigall zu singen begann, aus dem Gesträuch war ein Rascheln und Seufzen zu vernehmen.

"Wozu brauchst du die Zauberei?" fragte sie unerwartet. "Willst du mächtiger werden als die anderen und dadurch wohlhabend?"

Der Jüngling begann schon selbst den Nachtigallen zu lauschen. Der Flieder duftete, die stille Finsternis erfüllte seine Brust.

"Darüber habe ich nicht nachgedacht", sagte er. "Ich hörte die Stimme und bin losgegangen."

"Das hast du gut beantwortet", sagte sie nach einer Weile des Schweigens. "Dann sage mir noch eins... Die Zauberei, dient sie dem Guten oder dem Bösen?"

Der Jüngling erschauerte. Es war ihm, als hätte sich zu seinen Füßen das Gras gerührt. Doch es war nur der Tau, der herabfiel, denn als er mit den Zehen ins Gras fuhr, wurden sie ganz naß.

"Und Ihr selbst, habt Ihr dem Guten oder dem Bösen gedient?" fragte er zurück, und seine Stimme hatte dabei hell geklungen.

"Nur dem Guten", sagte Iwanycha. "Doch der Mensch kann nicht immer sein Gelöbnis einhalten. Deshalb lebte ich wie alle anderen auf der Welt, ich habe Gutes aber auch Böses getan..."

Erneut saßen sie eine Weile unbeweglich. Noch herrschte keine Einigung unter ihnen, doch irgend etwas war bereits am Entstehen. Ein oder zwei Fäden zwischen ihnen waren schon geknüpft, dazu gesellte sich die Kraft und eine gemeinsame Stimmung. Es war die Finsternis, die sie beide wie leere Krüge füllte. Doch der Jüngling lebte auch noch in einer anderen Welt.

"Das haben auch die Leute gesagt", sagte er, "Ihr wäret nicht böse, doch Ihr könntet einen ins Verderben stürzen... Ihr könntet dem einen helfen und einem anderen etwas wegnehmen. Sie erzählten, Ihr könntet die einen von Krankheit befreien und anderen Krankheiten aufhalsen..."

"So ist es", sagte sie kurz. "Denn es gibt in der Welt nicht nur von dem Einem, alles ist zweigeteilt..."

"Das habe ich mir schon gedacht", sagte der Jüngling und lächelte vor sich hin. "Großmütterchen, ich taue zu keiner Arbeit. Weder kann ich

die Erde pflügen, noch mit dem Säbel auf einem Pferd kämpfen. Ich bin beim Kirchvorsänger in die Schule gegangen, doch seine Lehre wollte mir nicht in den Kopf. Auch mit den Buben habe ich nicht viel gespielt, sie ließen mich gleichgültig. So sitze ich zuweilen da, und es kommen mir gar seltsame Gedanken."

"Worüber denkst du nach?"

"Über verschiedenes. Über die Kräuter und die Erde, wer weiß worüber noch! Zuweilen denke ich an den Himmel, und was dort alles vor sich geht. Großmutter, ich bin noch sehr dumm!"

"Dumm bist du, das stimmt", sagte sie und wurde erneut traurig, wobei sie wachsam in die Stille lauschte, die vom Klang der Nachtigallen zerrissen wurde. Auch er wurde traurig, und so saßen sie nun nebeneinander, doch jeder für sich allein in der Dämmerung unter dem Flieder.

"Ein Zauberer darf nicht über Böses nachdenken", sagte sie unerwartet, "weil er es sonst nicht aushalten würde unter den Menschen. Junge, es ist nicht leicht, vor den Augen der Menschen zu bestehen! Jeder kann einen Stein gegen dich werfen, jeder kann dich verfluchen. Böses tut ein Zauberer nur unwillkürlich: dem einen gibt er, dem anderen nimmt er. Außerdem muß er einen Schutz vor der menschlichen Eifersucht haben, und wenn das so ist, dann müssen ihn die Menschen fürchten. Ohne Furcht können sie dich nach dem ersten unglückseligen Hagel oder einer Krankheit zertreten. Sie können dir alles Unheil zuschreiben, das der Herrgott den Menschen zur Strafe schickt. Ein Sünder verurteilt sich selbst nicht, Junge, das tut nur ein Mensch Gottes. Doch ein Mensch Gottes zu sein, bedeutet, diese Welt zu verlassen, ein Mensch lebt jedoch nicht, sobald er diese Welt verläßt. Ein Zauberer darf weder zürnen noch hassen, er darf nur lieben. Doch die Liebe ruft nicht nur Liebe in der Welt hervor sondern auch allerlei Unheil. Deshalb lebt ein Zauberer sein ganzes Leben mutterseelenallein, und es gibt nichts, was ihn vor der Einsamkeit erretten könnte. Die Welt vermag zu trösten, doch sie dient ihm nicht als Ablaß."

Diese Worte waren wie ein Bach aus ihr herausgesprudelt und versiegteten ebenso unerwartet, wie sie begonnen hatten. Stille hatte sich herabgesenkt, die Nachtigallen waren verstummt, auch der Flieder hatte aufgehört zu duften, weil sich die dunkle Nacht über die Erde gelegt hatte. Nur das Gras seufzte zu ihren Füßen auf, und dieser Seufzer ging in der Tiefe der Finsternis unter.

"Denke drei Tage und drei Nächte über das nach, was ich dir gesagt habe", sagte die alte Iwanycha mit blecherner Stimme. "Dann komm zu mir und sag mir, ob du es dir nicht anders überlegt hast. Ich möchte", sagte sie zu ihm gewandt, "daß du es dir gut überlegst!"

Sie konnte nicht schlafen, dazu war sie zu aufgewühlt. So näherte sie sich der Bank, auf welcher der Jüngling eingeschlafen war, und besprengte ihn mit der Flüssigkeit, die sie in einem Becher hielt. Der Jüngling erstarb für diese Nacht, er konnte sie nicht stören, und als dies geschehen war, seufzte sie auf und begann zu stöhnen. Sie zerrte an ihrer Kleidung, schlug gegen den Boden, weinte, und die Tränen brannten in ihrem Gesicht. Sie löste ihr Haar auf und zerzauste es mit ihren knöchigen Fingern.

"Du Herrgott, oder du Satan, wer von euch hat mich mit diesem Fluch belegt? Wer von euch hat dieses Unheil über mich gesandt, daß ich mein Leben verliere? Weshalb habt ihr diesen Boten so früh zu mir gesandt, weshalb nahmt ihr mir Jugend und Schönheit? Weshalb mußte ich, statt Kinder zu streicheln, die Kräuter liebgewinnen, mich statt einem Mann der tiefen Nacht hingeben? Ich habe keine Angst vor dem Gottesgericht, weil ich nichts Böses auf dieser Erde gesät, sondern den Menschen geholfen habe. Das Menschengerecht mag mich vielleicht verurteilen, doch vor Gottes Gericht kann ich treten..."

Heiser brachte sie diese Worte hervor, bis sie alle ausgesprochen waren. Dann trat sie auf die offene Veranda hinaus und wandte ihr Gesicht dem Mond zu. Sie stand lange da und lauschte. Erneut erklangen die Nachtigallen, das Mondlicht durchflutete sie, und sie spürte, daß sie

durchsichtig und leicht wurde, daß sich ihre Füße vom Boden lösten und sie sich bald in den sternensäten Himmel erheben würde.

Ihr Körper stand weiterhin auf der Veranda, doch das Durchsichtige, das sich in ihr gelöst hatte, erhob sich wirklich in die Lüfte. Sie amtete aus voller Brust die kühle feuchte Luft ein und spürte jene Begeisterung, die sie stets beim Fliegen empfand. Die Sterne über ihr wurden groß wie goldene Melonen, Iwanycha berührte sie zuweilen. Dann erklangen sie, und unter ihren Fingerspitzen, die sie berührten, sprühten kleine Funkengarben. Sie machte eine Drehung in der Luft und begann wie ein Wirbelwind zu tanzen.

Dann fiel sie flach auf die Erde und erwischte mit ihren starken Fingern eine nachtschwarze Katze. Sie trug sie in den Himmel, wo die Sterne und der Mond waren, um sie dort für ewig zurückzulassen.

"Warka Morosiwna, ich hab es gespürt, daß du dich mit mir messen willst", sagte sie.

Nebeneinander flogen sie durch den hell leuchtenden Äther.

"Ist das zwischen uns verboten?" fragte Warka. "Ihr seid alt und ich bin jung..."

"Ich bin alt, doch ich könnte noch zehn solcher wie du bezwingen", sagte Iwanycha.

"Dann bezwingt sie, wohl bekomm's", erwiderte Warka leichtfertig. "Hindere ich Euch etwa daran?"

Im gleichen Augenblick entschlüpfte sie dem Licht ihrer Arme, und die Alte preßte kraftlos die Fäuste zusammen. Diese Ohnmacht rief eine zweite hervor, die sie als starken Schmerz in der Brust spürte. Ein graues Kätzchen kroch in ihre Seele und rollte sich dort zu einem Knäuel zusammen. Erneut sah sie Warkas lachendes Gesicht vor sich.

"Ihr scheint vergessen zu haben, daß wir Zauberinnen dieses Spiel kennen", sagte die junge Hexe. "Wenn eine von uns sich langweilt, beginnen wir zu spielen. Habt Ihr etwa keine Lust dazu?"

Iwanycha schwieg. Das Durchsichtige in ihr, das sich vom Körper gelöst hatte und dem Mondlicht gleich geworden war, kehrte in den Körper zurück, sie stand erneut auf der Veranda. Der Körper spürte wieder Leben in sich, doch die Augen weinten leise vor sich hin. Danach hörte Iwanycha erneut die Stimme des Grases, denn es war keine Grille, die ihr zu Füßen sang. Sie hörte, und ihr wurde klar, daß es eine andere Dimension war, die sie nicht erklären konnte. Ihre Gedanken glitten erneut in die blaue Finsternis, in der sich ein silberner Pfad entlangzog. Langsam schritt sie darüber hinweg, weil es ihr bestimmt war, dieses Mal einen weiten Weg zurückzulegen. Also ging sie den Rest der Nacht ohne Unterlaß, sie mußte bis in die Tiefe ihrer Jugend gelangen, als sie noch so war wie dieser Jüngling, und sie selbst zur Zauberin Mokryna in die Lehre gegangen war. Was hatte ihr Mokryna damals nur gesagt? Sie fing die Worte aus der blauen Finsternis auf, entzifferte sie, obwohl sie nicht lesen konnte. Ihre Lippen flüsterten und öffneten sich unmerklich dabei, sie wollte die Worte aneinanderfügen.

"Wenn der Bote kommt", hatte Mokryna gesagt, "dann widersprich nicht. Sei demütig, dafür wird dir eine deiner Sünden vergeben..."

Die Nachtigallen sangen, und der Flieder duftete. Die Erde verbreitete ihren Duft, Ruhe kehrte in die Brust der Alten ein. Sie wollte sich das lachende Gesicht Warkas in Erinnerung rufen, war jedoch nicht dazu imstande. Die Alte vermochte in ihrer Brust keinen Zorn gegen die junge Rivalin zu erwecken, der sie zum Handeln und Wetteifer bewogen hätte. Sie war ruhig und unfähig zu kämpfen. Sie sind fast gleichzeitig gekommen, Warka und der Jüngling, dachte sie, als sie das Haus betrat. Wer von den beiden ist der Bote?

Sie ließ sich auf der mondbeschiedenen Bank nieder, auf der der Jüngling schlief. Sein Gesicht war kreidebleich, er schien nicht zu atmen. Lange betrachtete sie sein Gesicht, und tiefes Mitleid regte sich in ihr, als wäre es ihr eigener Sohn, der da lag und vor ihr schlief, worauf sie fürsorglich den Vorhang am Fenster zuzog. Das kreideweiße Gesicht wurde grau, sie beugte sich nieder und küßte die kühle, fast eiskalte Stirn. Eine winzige Träne rollte von ihrer Wimper hinab und fiel auf seine

Stirn. Der Jüngling bewegte sich und legte sich auf die Seite. Er schmatzte im Schlaf und stöhnte leise, etwas Ungutes mußte ihm erschienen sein.

Nach drei Tagen kehrte Iwanycha in ihr Haus zurück. Sie kletterte über den Zauneinstieg und erblickte sogleich den Jüngling, der ruhig auf der Hausbank saß.

"Bist du noch hier?" fragte sie ihn, als wäre nichts gewesen. "Und bist du nicht vor Hunger gestorben?"

"Ich habe Euer Brot aufgegessen", sagte er.

"Dann ist es gut", gab sie zurück und ließ sich neben ihn nieder.

"Hast du es dir anders überlegt?"

"Weshalb sollte ich?" erwiderte der Jüngling. "Was soll ich anderes anfangen, wenn ich doch dazu berufen wurde?"

"Vielleicht ist es eine Stimme, die in die Irre führt?"

"Eine solche Stimme würde ich erkennen", sagte er.

"Dann sieh zu!" gab sie etwas unzufrieden zur Antwort. "Du mußt drei Stufen erreichen: keine Not leiden, dich vor der Welt schützen und Krankheiten erkennen."

"Ich bin bereit", sagte er mit fester Stimme.

"Du bist bereit", ließ sie sich unsicher verlauten, "doch mich plagen die Zweifel..."

Und sie erblickte diese Zweifel wie ein lebendiges Wesen. Es war eine seltsame und unirdische Erscheinung. Sie war dünn wie in der Steppe hochgewachsenes Pfriemgras und hatte eine Blüte wie eine Blume. Dünne Arme wie Strahlen, ja vielleicht noch schärfer: wenn sie die menschliche Brust berührten, dann stachen sie sie wie Nadeln. Die stummen Lippen bewegten sich zwar, doch das Wesen hatte keine Zunge. Es kannte nur die Sprache der Arme und Finger, berührte es jedoch einen Menschen, wurde er krank und schwach. So wie ein in den

Fluß geworfener Stein das Wasser trübte, so trübten sich die Gedanken im Kopf des Menschen. Diese Gedanken hatten die Alte die drei Tage, die sie im Wald herumgeirrt war, nicht verlassen und ließen sie nicht zur Ruhe kommen. Der Zweifel folgte ihr wie eine Katze, die immer wieder ihr Maul aufriß, als wollte sie die Alte vor etwas warnen. Zuweilen sprang sie ihr auf die Schultern und vergrub ihre scharfen Krallen darin, danach fiel sie wie tot zu Boden. Dann verwandelte sie sich erneut in einen Grashalm und stach mit den Strahlfingern durch Iwanychas Brust. Hej-hej, dachte sie, weshalb ist mein Herz nur so unruhig? Habe ich etwa Angst vor dem Tod?

"Warka gibt mir keine Ruhe", sagte sie laut. "Sie hat mit mir zu ringen begonnen, doch ich wollte das nicht. Ich weiß, daß sie irgendwo in der Nähe ist, nur weiß ich nicht, wo sie steckt. Ich habe schon Karten gelegt, mit dem Sieb nachgefragt, doch alles schweigt. Wenn ich wüßte, daß sie sich in dieser Melde verbirgt, würde ich sie herausreißen, wenn im Holzspann, würde ich ihn verbrennen. Sie ist wie die Luft." Die Alte streckte ihre Hand aus und drückte die Finger zusammen. Danach öffnete sie die Finger und sah auf ihre Hand.

"Das alles weiß ich nicht. Doch der Zweifel, der sich Euer bemächtigt hat, könnte sie das sein?"

"Wie?" rief Iwanycha erregt und wandte sich dem Jüngling zu. "Siehst du ihn auch?"

"Ich sehe ihn nicht, weil ich noch nichts gelernt habe", erwiderte er, "ich meine nur, daß sie es sein könnte..."

"Warte, ich werde es dich lehren", sagte Iwanycha und streckte ihm die Hand hin. "Mach das nach."

Er streckte ihr die offene Hand hin.

"Schau zum Handgelenk. Laß die Finger hängen. Jetzt dreh die Hand wieder um. Laß die Finger locker und sieh hindurch. Was siehst du?"

"Etwas, was dünn ist wie Gras", sagte der Jüngling. "Der Kopf sieht wie eine Blume aus, die Augen sind groß und gelb. Die Arme ähneln Strahlen. Es bewegt sich in meine Richtung!"

"Du beginnst zu sehen", sagte die Alte freudig. "Man kann sie alle so erkennen, nur muß man wissen, wie man die Finger bewegen soll. Trauer und Freude, Leid und Glück, Armut und Elend, sie sind alle lebendig. Der einfache Mensch sieht sie nicht und hat es auch nicht nötig. Heb deine Hand hoch."

Er hob seine Hand.

"Dreh sie um. Beuge den kleinen und den vierten Finger. Was siehst du da?"

Er erblickte einen goldenen Apfel, der in seine Hand rollte. Auf seiner Handfläche entzündete sich ein Feuer, das ihn jedoch nicht verbrannte, sondern nur wärmte. Der Apfel lachte, rollte, die Wärme floß aus der Hand in sein Herz, das ebenfalls zu einem Feuerapfel wurde. Eine seltsame Freude, Heiterkeit, Leichtigkeit, ja Begeisterung erfaßte ihn. Er sprang von der Bank, schlug mit den bloßen Füßen auf dem Gras auf, begann zu tanzen und zu tollen, dabei warf er den Apfel von der einen Hand in die andere, als würde er glühen. Iwanycha hatte sich zurückgelehnt und lachte laut, in ihrem offenen Mund wurden faulige Zähne sichtbar.

"Genug! Genug! Ich kann nicht mehr", sagte sie und winkte mit der Hand ab.

Daraufhin hielt der Jüngling inne und ging mit einem leuchtenden Lächeln auf sie zu.

"Was war das nur?" fragte er keuchend.

"Das mußt du selbst erraten", sagte Iwanycha. "Du hast doch nicht geweint, sondern getanzt. "Oder möchtest du weinen?"

"Ich möchte alles", sagte er. "Alles, was Ihr versteht und könnt."

"Das wär's vorläufig", lächelte die Alte. "Das sind nur Kleinigkeiten, die ich dir zeige. Doch du mußt auch solche Dinge können. Weil sie lebendig sind: Zorn und Wut, Keuschheit und Sünde. Alles lebt und fließt in der Luft wie Wasser. Lerne, dieses Wasser verdichten, und du wirst spüren, was du herbeibeschwören kannst."

"Wird es denn nicht wütend, wenn man es ruft?"

"Und wie!" meinte Iwanycha. "Deshalb rufe es nicht zu oft und ohne Grund, damit es dir nicht zum Feind wird."

"Und sollte dies geschehen, was dann?"

Die Alte sah ihn mit zusammengekniffenen Augen so scharf und aufmerksam an, daß ihn schauderte.

"Dann wirst du ein Vampir", sagte sie.

Er zitterte, weil ihn ein kalter Hauch berührt hatte, obwohl der Tag um ihn herum sonnig und warm war. In der Ferne, wo das Dorf lag, rauchten die Kamine, sie standen senkrecht wie luftige Leitern. Am Himmel war kein einziges Wölkchen zu sehen, den Fluß entlang flog langsam ein Storch. Er setzte sich aufs Wasser und ließ die Flügel hängen. Auf der Weide graste das Vieh, die Hirtenknaben standen zusammen und spielten mit Steinmurmeln. Gelber Sand zog sich am Flußbett entlang und bedeckte die Ufer. Ein Fuhrwerk kam, und der Wagenführer lugte über den Zaun. Er sah die Alte und den Jüngling nebeneinander auf der Hausbank sitzen, Iwanycha war dabei, etwas zu erzählen, das vielleicht ein Märchen war, weil der Jüngling aufmerksam zuhörte und dabei den Mund offen hielt.

"Guten Tag", rief ihnen der Mann zu, und die Alte antwortete ihm mit hoher Stimme. Der von den Rädern aufgewirbelte Staub stand wie eine graue Wolke über dem Zaun.

"Streck die Hand aus", befahl die Alte. "Dreh sie um. Biege den Zeigefinger."

Der Jüngling erblickte einen grauen, dickwanstigen Mann, der dem Fuhrwerk folgte. Er war mit einem Seil angebunden und drehte ein graues, leiderfülltes Gesicht mit großen Augen nach allen Seiten. Er weinte, und die Tränen hinterließen tiefe Spuren auf seinem Gesicht. Sein Körper war unbekleidet, er schien aus Holz zu sein.

"Was ist das?" fragte der Jüngling und ließ die Hand sinken.

"Das ist sein Leid. Jeder von uns führt sein eigenes Leid an einem Seil hinter sich her."

"Dann laßt es uns ihm sagen."

"Hat er etwa darum gebeten?" fragte die Alte streng. "Tu nie etwas, worum man dich nicht bittet. Nicht alle haben es gern, daß man sie auf ihr Leid aufmerksam macht."

"Könnt Ihr dieses Leid nicht vertreiben?"

Doch die Alte schien nicht mehr bei ihm zu sein. Sie hatte sich in diesem sonnendurchfluteten Tag verirrt und wußte nicht, wie sie aus seiner Unermeßlichkeit hinauskommen sollte. Die Pfade hatten Seilen gleich ihren Weg durcheinandergebracht, es war schwer, sie auseinanderzuhalten. Eine stille Wehmut floß aus ihren Augen und verlor sich in der blauen sonnigen Luft. Davon erschien am Himmel eine erste Wolke, zaghaft und zart, als hätte jemand einen Becher Milch am Himmel ausgeleert. Diese Wolke gebar einen weißen Vogel, der wie ein Stein zur Erde flog, doch dann verschwand, denn die Alte bewegte sich und stand auf. Sie war entschlossen, vielleicht sogar zornig und wollte nicht mehr mit dem Jüngling reden. Er erschrak ein wenig, ob er sie nicht verärgert hatte. Er sprang ebenfalls auf, und sie standen sich gespannt und wachsam gegenüber.

"Junge, fragst du mich aus?" sagte die Alte heiser. "Ich erlaube nicht, daß du mich ausfragst."

Der Jüngling wurde äußerst verlegen. Er wandte sich um und entfernte sich in Richtung des Zauneinstiegs. Dann blieb er stehen und streckte erneut die Hand aus. Das Fuhrwerk war bereits weit. Weit war auch die graue Wolke, die es hinter sich aufwirbelte. Der nackte, hölzerne und graue Mann wandte sich um und zeigte ihm sein verweintes Gesicht.

"Es gibt ein Gesetz, das nicht überschritten werden darf", sagte die Alte von der Hausschwelle her leise, doch jedes Wort drang bis zu ihm. "Wir Zauberer können viel sehen, doch nur sehr wenig tun. Es ist uns nicht gegeben, die Welt zu verändern."

"Wozu sollen wir es dann sehen?" fragte der Jüngling.

"Um die Menschen zu trösten", sagte die Alte stolz. "Ein getrösteter Mensch, mein Junge, hat es leichter in dieser Welt!"

Der Jüngling kehrte in den Hof zurück und setzte sich auf die Hausbank. Iwanychka ließ sich neben ihm nieder und wurde so still, daß man sie kaum atmen hörte. Da kam der Augenblick, daß sich dem Jüngling das erste Geheimnis offenbarte. Der Vogel, den die kleine Wolke geboren hatte, die ausgeschütteter Milch geglichen hatte, war noch nicht zur Erde gefallen, sondern flog und flog, sein Ziel war das Herz des Jünglings, weil es sich plötzlich öffnete und mit einem sonnigen Morgen füllte. Es war zugleich Begeisterung und Angst vor der eigenen Ohnmacht und Kraftlosigkeit; seine Augen waren in diesem Augenblick voll goldener Strahlen und des blauen Himmels. Der weiße Vogel sollte in sie hineinfliegen, um in ihm zu wohnen; denn der Vogel aus Milch war etwas Flaches und Weiches, das dem Wasser ähnelte, aber vielleicht noch flacher und weicher war. Es war wie ein Gefühl. Gleichzeitig kam Trauer in ihm auf, die weder einen Grund noch eine Erklärung hatte, sie glich einem ewigen Gesetz, das er mit dem Herzen und den Augen vernahm: daß jeder Gewinn in dieser Welt gleichzeitig auch ein Verlust war. Das würde so lange so sein, wie die Welt Welt, die Sonne Sonne blieben, niemals würde es anders sein. Dieser Verlust war sowohl die Welt und der Vogel, Offenbarung und Trauer zugleich, ihr Schatten, weil die Sonne dazu geschaffen war, eine Sache zu beleuchten und ihren Schatten zu schaffen; die Sonne existierte, um in der Welt Wunder zu vollbringen, die nur ein goldenes Auge wahrnehmen konnte.

"Alles in der Welt ist zweigeteilt", sagte die Alte feierlich. "Versteh das und bleib ruhig dabei."

Doch er wartete immer noch, weil der Vogel flog und flog, und seine Augen sahen ihn erneut, obwohl er gewöhnlichen Augen nur wie ein Flimmern vorkam. Schließlich geschah mit dem Vogel das, was die Alte vorhergesagt hatte: er spaltete sich in zwei Teile, einen Hellen und einen Dunklen; der Helle prallte gegen die Augen des Jünglings, der Dunkle gegen die Augen der Alten. Da schrie sie mit dünner Stimme auf und

streckte ihre Arme aus, während der Jüngling sie erstaunt anblickte: beide Hände waren ausgedörrt und verkrümmt.

"Du kannst dich freuen", sagte Iwanycha, während sich ihr Gesicht vor Schmerz verzerrte. "Das erste Geheimnis hat mich meine Hände gekostet..."

Doch der Jüngling kam nicht dazu, sich über das Ungemach der Alten aufzuregen, weil die Welt vor ihm perlmutterfarben geworden war. Die Farben hatten begonnen zu spielen und zu singen, das Gras verwandelte sich zu Wasser, während sich das Wasser mit der Luft vermengte. Alles füllte sich mit jenem grünen Wasser und den Farben. Etwas begann wunderschön zu singen, als würde ein neuer Morgen segensreich entstehen, es sollte ein Morgen im Morgen sein. Danach kletterten über den Zauneinstieg zwei merkwürdige Zwillinge, ihre Körper waren zusammengewachsen, doch jeder hatte eigene Arme, Beine und einen Kopf. Sie schritten ungelenkt daher und hielten je eine Schlange und eine Blume in den Händen. Die Zwillinge trugen Kränze auf den Köpfen, während sich ihre Münder schlossen und öffneten - sie sangen.

"Wer sind diese beiden?" rief der Jüngling voller Schreck.

Iwanycha preßte ihre verkrampften Hände gegen die Brust und weinte. Doch aus ihren Augen flossen keine Tränen, sie waren trocken und schmerzten sehr.

In ihnen loderte ein nachtschwarzes Feuer.

Sie konnte vor Schmerzen nicht schlafen, näherte sich der Bank, auf der sich der Jüngling zu einem Kringel zusammengerollt hatte, und besprühte ihn mit dem Mund mit einer Flüssigkeit, die sie einem Becher entnommen hatte. Der Jüngling schlief nun die zweite Nacht tief und konnte ihr nicht im Wege stehen. Sie wimmerte leise und begann zu weinen, weil sie nicht die Kraft hatte, den schlimmen Schmerz in den Händen zu ertragen. Doch es half nicht, und so ging sie zum Herdofen, blies in die Glut, die vor sich hinglimmte, warf etwas Stroh darauf und begann Wasser zu wärmen. Danach tat sie getrocknete Gräser in einen

kleinen Topf, die sie mit den Zähnen aus einem Bündel herausgerissen hatte, und wartete, bis der Sud genug gezogen hatte. Der Schmerz wurde unerträglich, sie fiel, schrie und preßte die verkrümmten Hände gegen den Lehm Boden.

"Erde, Erde", wimmerte sie, "wie du alles auf der Welt in dich aufnimmst, nimm auch diesen Schmerz in dir auf und erleichtere meine Qual!"

In der runden Fensterscheibe war der Mond zu sehen, oder die Scheibe selbst war zum Mond geworden, der sie nun schmerzte wie ihre Hände. Iwanycha heulte die Scheibe an, wie eine kranke Wölfin den Mond. Aber auch das brachte keine Linderung, sie schleppte sich zum Herdofen und begann ihre Hände im Grassud zu baden.

"Gott!" bat sie, " gib meinen Händen nur für eine Nacht noch Kraft, ich will ihm beibringen, wie man die Sterne vom Himmel holt!"

Der Sud linderte ihren Schmerz, und die Alte spürte, daß ihr die Hände wieder gehorchten, wie ein Baum im Frühling füllten sie sich mit Körpersaft. Sie bewegte bereits die Finger, obwohl sie den Schmerz noch im ganzen Körper spürte. Aus voller Kraft rieb sie die Hände, so daß die Knöchel knackten und krachten. Schweiß strömte ihr aus allen Poren, doch sie bewegte bereits die Handgelenke und die Finger. Ein blasses Lächeln umspielte ihre Lippen. Sie zog die Hände aus dem Kräutersud, trocknete sie und blickte zur Scheibe des Mondes, weil sie ihn jetzt brauchte.

Sie trat auf den Hausvorbau hinaus und wandte ihr Gesicht dem gelben Fürsten zu.

So stand sie lange und horchte. Die Nachtigallen sangen in dieser Nacht nicht, nur der Flieder verbreitete seinen betäubenden Duft. Das Mondlicht füllte die Seele der Alten, sie spürte, wie sie durchsichtig und leicht wurde. Die Füße hoben sich bereits leicht von der Erde ab, schon war sie dabei, in den Himmel aufzufliegen.

Ihr Leib blieb auf der Veranda zurück, während das Durchsichtige, das in ihr entstanden war und sich von ihrem Leib getrennt hatte, sich in die

Lüfte erhob. Sie machte eine Umdrehung und fiel auf die Erde zurück, wobei sie einen milchweißen Hund erwischte. Sie nahm ihn in den Himmel mit, dorthin, wo die Sterne und der Mond waren, um ihn dort für ewig zurückzulassen.

"Warka Morosiwna, ich will mit dir reden", sagte sie. "Du hast mich zum Wettkampf aufgefordert, und ich habe eingewilligt. Doch Warka, ich habe keine Kraft, mit dir zu kämpfen, verlasse mich..."

Sie flogen Seite an Seite durch den hellen Äther.

"Weshalb bleibt Ihr plötzlich zurück?" lachte Warka auf. "Das ist doch unser Hexenspazierflug."

"Laß das, Warka", sprach die Alte. "Mir ist nicht nach Spazierenfliegen zumute. Jeder von uns ist es vorherbestimmt, und du weißt es auch: wenn unser Ende naht, kommt ein Bote zu uns."

"Es ist noch früh, darüber zu sprechen."

"Für dich vielleicht, doch meine Zeit ist angebrochen. Der Bote kommt in Gestalt eines jungen Sehers, und wir dürfen ihn nicht verjagen."

"Vertreibt ihn doch!"

"Das ist eine große Sünde. Wir müssen dem Jüngling unsere Weisheit beibringen und dadurch sterben."

"Sollen wir etwa über unsere Sünden reden?" gab Warka zornig zurück. "Schon allein, daß wir leben, ist eine Sünde, wir werden doch von allen verflucht und gehaßt."

"Uns verfluchen diejenigen, die uns beneiden und nichts von unserer Bestimmung wissen. Du mußt sie kennen. Wir säen nicht das Böse sondern das Gute. Wir beschützen die Menschen vor Krankheiten und der satanischen Kraft, die ihre Seelen vergiftet. Wir treiben die Menschen nicht ins Verderben, sondern retten sie. Deshalb müssen wir unsere Weisheit einem anderen übergeben. Das ist unser letztes Gesetz."

"Was wollt Ihr von mir?" fragte Warka.

"Daß du dich davonmachst. Damit der Satan nicht in unsere Seelen gelangt. Daß wir nicht wetteifern, wenn eine Unterweisung stattfindet."

"Ich störe Euch doch nicht", sagte Warka.

"Warka, belüge den Jüngling nicht", gab die Alte schroff zurück. "Ich spüre deine Nähe. Du bist ständig in meiner Nähe. Ich habe nicht mehr die Kraft, dich zu entlarven, doch du bist ständig da."

"Wieso stört Euch das?"

"Du dringst in ein Geheimnis, das nur für zwei bestimmt ist. Warka, ich habe Angst davor, denn wenn sich ein Dritter einmischt, dann ist es bestimmt der Teufel."

"Was fällt Euch ein - der Teufel! Großmutter, das ist finsterner Aberglaube! Ich bin schon etliche Jahre Zauberin, doch den Teufel habe ich noch nicht gesehen."

"Der Teufel, das sind unsere bösen Gedanken", sagte die Alte.

"Ich hege keine bösen Gedanken gegen Euch", rief Warka laut, doch als Iwanycha sie mit der Hand berühren wollte, entglitt sie ihr wie das Licht, worauf über der alten Iwanycha ein junges fröhliches Lachen erklang, von dem die Alte schwer zu werden begann. Das Durchsichtige in ihr, das sich von ihrem Leib trennen und in ein Strahlbündel verwandeln konnte, kehrte in ihren Körper zurück, der auf der Veranda stand. Sie wurde nicht lebendiger davon, doch ihre Augen begannen zu weinen. Erneut vernahm sie in der Dunkelheit die Stimme des Grases, es war wieder keine Grille, die zu ihren Füßen sang. Sie öffnete und schloß die Hände, denn sie wären sonst wieder knochenhart geworden, wartete, bis ihre Augen sich ausgeweint hatten und die Stunde anbrach, auf die sie mit Ungeduld wartete.

"Wach auf, Junge", sagte Iwanycha und besprengte den Jüngling mit Flüssigkeit aus einem Becher. "Für heute hast du genug geschlafen."

"Wieso, ist es schon Morgen?" sprang der Jüngling erschreckt auf.

"Nein, doch nun muß deine nächtliche Unterweisung beginnen."

Der Jüngling setzte sich auf die Bank und versuchte wach zu werden.

"Mir ist schwindelig", sagte er, "vielleicht könnten wir es auf morgen verschieben?"

Er gähnte, ohne es zu verbergen, doch kaum hatte er den Mund zugemacht, als er spürte, wie ihn harte Finger an den Ohren packten und von der Bank hochrissen.

"Nicht ich habe dich zu mir gerufen", sagte die Alte mit eiserner Stimme, "du bist von selbst gekommen. Da du gekommen bist, vergiß alles, was vorher gewesen ist. Alles Süße und Angenehme; vergiß, daß die Nacht zum Schlafen da ist, denn gerade des Nachts geschehen alle geheimnisvollen Dinge. Junge, du fängst an, nicht mehr dir selbst sondern der Welt zu gehören!"

"Großmutter, laßt los, es tut weh!"

"Es wird dir noch ganz anders weh tun!" zischte die Alte über ihm. "Wenn du den Menschen dein Herz schenken wirst, und sie dir ein ruchloses Wort nachwerfen. Wenn du für sie leiden wirst, und sie dir ins Gesicht spucken. Von schlaflosen Nächten und davon, daß dir der Kopf vor lauter Gedanken platzen wird. Davon, daß du dich ein Leben lang wirst beherrschen müssen. Du wirst unmenschliche Kraft besitzen, doch sie nicht nutzen können, um dich selbst zu retten, dich zu bereichern oder andere arm zu machen. Du wirst fluchbeladen sein."

"Ihr werdet mir das Ohr abreißen!" wimmerte der Jüngling, während ihm Tränen über die Wangen flossen.

"Selbst wenn ich es dir abreißen sollte", knarrte die Alte weiter, "werde ich es dir wieder annähen, diese Kraft habe ich! Doch merke dir eins: da du unseren Weg beschritten hast, darfst du nicht auf Zuckerschlecken hoffen!"

Schließlich ließ sie sein Ohr los, der Jüngling fiel auf die Knie und schluchzte.

"Gieß alle Tränen aus den Augen", sagte die Alte, die senkrecht über ihm stand. "Was du bald sehen wirst, können keine nassen sondern nur ausgeweinte Augen sehen. Wenn nicht, dann kannst du immer noch verzichten und von mir davonlaufen."

"Ich kann nicht davonlaufen", sagte der Jüngling. "Ihr wißt selbst, daß ich geschickt worden bin..."

"Wenn man dich geschickt hat, dann halte aus!"

Sie blieb schlank, groß aufgerichtet vor dem Fenster stehen und schien gar nicht alt zu sein. Durch das Fenster blickte sie zum Himmel hinauf und sah die Sterne.

Sie schickten unsichtbare Fäden zur Erde, die langen dünnen Beinen glichen und unhörbar über das Gras schritten.

"Wir werden bald einen Stern vom Himmel herunterziehen", sagte Iwanycha. "Komm näher und such dir einen aus."

Der Jüngling weinte nicht mehr. Er stand neben der Alten und sah hinaus. Langsam erfüllte ihn die feierliche Stimmung, die von der Alten ausging. Der Himmel begann sich zu nähern. Die Sterne wurden zunehmend größer, und er erblickte Fäden, mit denen sie umwickelt schienen.

"Jeder Stern ist ein goldener Knäuel", flüsterte Iwanycha neben ihm, "man kann ihn leicht abwickeln, such dir einen aus!"

Er merkte, daß die Sterne verschiedenfarbig waren. Gelb, dunkel- und hellblau, rot, rosig. Sie schwammen in einem dunkelblauen Strom. Sein Arm streckte sich unwillkürlich aus, durchdrang die Scheibe, als wäre er aus Glas, und war dabei, einen gelben Stern zu berühren.

"Hast dir einen gelben ausgesucht!" lachte die Alte. "Wir brauchen einen gelben Stern, Junge, ein gelber Stern das ist Geld. Doch weder deins noch irgendwessen Geld, sondern Geld, das den Menschen gehört. Wir geben den Menschen unsere Kraft, dafür leben wir. Warte, wir werden ihn uns gleich nehmen."

Ihre Körper erstarben langsam am Fenster: sie füllten sich mit dem Licht des Sterns, den ihre Augen sahen.

Gerade dieses Durchsichtige und Feine hatte sie plötzlich in den Himmel gerufen. Sie durchdrangen die Scheibe wie das Licht und glitten in den unermeßlichen Raum wie das Licht. Sie hörten nichts, denn es gab keine Laute um sie herum, und weder Wärme noch Kälte, nur noch Farben. Außer denen, die sie zuvor gesehen hatten, schwammen gleich

Fischen grüne, orangene, blaue und sogar schwarze Körper um sie herum. Sie schimmerten und schillerten, vereinigten sich zu Regenbögen und zerfielen wie vor Schreck. Davon schien der Himmel zu erbeben und die Sternknoten sich noch fester zu verknüpfen.

"Siehst du", sagte die alte Zauberin, "jeder Stern ist ein Knoten am Himmel. Man kann ihn nicht mit Gewalt herausreißen, sonst würde man das Himmelsnetz beschädigen. Den Stern muß man sacht und zart herausholen und die Stelle wieder schließen, indem man die zerrissenen Fäden wieder verknüpft."

Der Himmel schien wirklich von leuchtenden Fäden durchzogen: jeder leuchtete in seiner Farbe, und es gab ihrer so viele, daß man sie nicht auseinanderhalten konnte.

Die Alte betastete bereits den goldenen Körper eines Sterns, sie schien etwas zu suchen. Man vernahm einen leisen Laut, der dem Riß einer Saite glich, doch es war nur ein Strahl, der gerissen war.

Die Alte fing ihn wie einen Faden und knüpfte die abgerissenen Enden wieder zu. In ihren Händen leuchtete ein großer glühender Apfel. Er sprühte Tausende winziger Strahlen, und schien mit unzähligen goldenen Nadeln bestückt zu sein. Die leuchtenden Fäden hingen herab, und die Alte nahm einen auf.

"Das ist dein Stern", sagte sie. "Er wird dich ernähren."

Sie schob dem Jüngling den Faden in die Hand.

Sie standen vor dem Fenster, und jeder von ihnen hielt einen Faden fest.

"Nun zieh daran", sagte Iwanycha. "Zieh allein, denn meine Hände beginnen sich wieder zu verkrampfen!"

Diese letzten Worte hatte sie beinahe herausgeschrien, sie stöhnte auf und begann zu weinen. Vor lauter Anstrengung hatte der Jüngling sich auf die Unterlippe gebissen und zog langsam den goldenen Apfel vom Himmel.

"Vorsichtiger!" schrie die alte Iwanycha stöhnend. "Zerreiß den Faden nicht!"

Doch er spürte schon von selbst den notwendigen Rhythmus. Er wickelte den goldenen Leinfaden und zog einen goldenen Drachen vom Himmel. Es war wie in seiner Kindheit, als er mit den anderen Jungen Drachen aufsteigen ließ, dafür brauchte er keine Unterweisung. Der goldene Apfel erzitterte am Himmel, als er immer tiefer herabglitt, und da er leuchtend war, durchdrang er die Scheibe und fiel mitten in der Stube zu Boden. Davon wurde alles hell, und der Jüngling erblickte wie zum ersten Mal in diesem Licht die alte Zauberin, ihr schmerzverzerrtes Gesicht, die großen leiderfüllten Augen und die fast schwarze, von unzähligen Furchen durchzogene Haut. Ihr zahnloser Mund stand offen, die Nase zitterte, sie streckte ihm die Hand aus, die einem dünnen Stengel glich, und er mußte sich sehr anstrengen, um die Worte zu verstehen, die sie ihm zurief:

"Leg den Stern in den irdenen Topf, sonst zerfließt das Licht!"

Der Jüngling sprang zum Herdofen und griff sich den größten Topf. Er nahm den Stern mit den bloßen Händen und zischte laut auf, der Stern war heiß wie glühendes Eisen. Er warf den Stern in den Topf, während seine Hände sich mit Blasen bedeckten. Er fand noch die Kraft, einen Deckel auf den Topf zu drücken, das Licht erlosch, und sie fanden sich im Dunkel wieder, nachdem sie für eine Weile völlig blind gewesen waren.

"Steck deine Hände in den Sud, der auf dem Herd steht", sagte die Alte mit ruhiger, müder Stimme.

Der Jüngling steckte seine Hände hinein, der Schmerz begann langsam nachzulassen.

"Nun?" fragte Iwanycha im gleichen Ton, "hat dir die Jagd gefallen?"

"Was werden wir mit ihm machen?" fragte er.

Sein ganzes Gesicht war mit großen Schweißperlen bedeckt, doch er konnte sie nicht abwischen, weil seine Hände im Kräutersud steckten.

"Wirst leben und weitersehen! Meine Hände sind völlig ausgedorrt, auch in meinen Beinen geht etwas Seltsames vor sich."

"Ihr müßt etwas tun", sagte der Jüngling leichthin.

Die Alte lachte stöhnend auf:

"Hast du vergessen, was ich dir gesagt habe? Mein Junge, wir können uns selbst nicht helfen!"

"Aber Euren Händen, denen geht es doch besser!"

"Für eine Nacht habe ich es erfleht", sprach die Alte und bewegte kaum die Lippen. "Auch du wirst die Brandwunden nicht mehr los. Sie werden dich bis ans Ende begleiten..."

"Es tut nicht mehr weh!"

"Später wird es weh tun..."

Sie verstummte, als wollte sie nachdenken.

"Von nun an wirst du auch das Essen zubereiten", sagte sie. "Ab morgen wirst du mich und dich versorgen."

"Das werde ich tun!" rief der Jüngling, "zu Hause habe ich doch auch für mich selbst gesorgt."

"Nur eines macht mir Sorgen", sagte die Alte. "Ich spüre Warka in der Nähe... Junge, du bist doch schon selbst ein Seher, könntest du sie nicht suchen?"

"Wie sollte ich das anstellen?"

"Wie ich es dir gestern beigebracht habe. Streck deinen Arm aus, dreh den Handteller nach oben und leg den kleinen und den Mittelfinger zusammen. Schau in allen Winkeln nach..."

"Warka geht Euch nicht aus dem Sinn!" brummte der Jüngling unzufrieden, "ich muß meine Hände ausheilen."

"Mehr kannst du dafür nicht tun!"

Er zog seine Hände aus dem Sud, sie schmerzten nicht mehr.

"Wie habt Ihr gesagt?" fragte er. "Den kleinen und mittleren Finger?"

"So ist es. Verjage sie, verjage sie um Gottes Willen", stöhnte Iwanycha. "Sie quält mich..."

Er stellte sich hin und befolgte die Anweisung der Alten. In einem Stubenwinkel sah er einen alten grauen Hauskobold, der schlief, zusammengerollt wie ein Hund. Er schniefte durch die Nase und wimmerte, als träumte er etwas Ungutes.

"Den da laß in Ruhe!" sagte die Alte. "Der soll weiterschlafen. Du hörst es ja, auch er sieht etwas Ungutes."

Im zweiten Winkel stand eine Frau mit großen gütigen Augen. Sie hielt ein Kind im Arm und war traurig.

"Vor dieser verneige dich!" sagte Iwanycha. "Und sprich ein Gebet für mich. Damit ich im Jenseits keine größere Qual erfahre, als die, die ich verdient habe."

Der Jüngling kniete nieder und betete.

"Dieser Alten möge keine größere Qual widerfahren, als die, die sie verdient hat", betete er.

Das Kind hatte geschlafen, erwachte jedoch, als er das Gebet sprach. Es zog seine kleinen Arme aus dem Wickelpolster und streckte sich. Dann sah es den Jüngling mit großen schwarzen Augen an, die denen der Mutter ähnelten.

"Vergib ihnen", sagte die Frau. "Sie spielen wie Kinder, doch sie tun nichts Böses."

Das Kind sah ihn stumm an.

"Wende dich dem dritten Stubenwinkel zu", bat die Alte.

Im dritten Winkel stand ein junger Mann mit erschöpftem Gesicht.

"Das ist der Bursche, den ich als Mädchen geliebt habe", murmelte die Alte. "Er starb vor unserer Hochzeit."

"Weshalb rufst du mich immer wieder?" fragte der Bursche voller Sehnsucht. "Weshalb störst du meine Ruhe?"

"Ich will dich etwas fragen", sagte die Alte. "Von dort unten kannst du alles sehen. Werde ich nach meinem Tod jenen Ort erreichen, in dem du weilst?"

"Du wirst ihn erreichen", sagte der Bursche, "vielleicht aber auch nicht!"

"Liebster, kann ich dort mit dir getraut werden?" fragte Iwanycha, und der Jüngling war erstaunt darüber, wie zärtlich und liebevoll ihre Stimme klang.

"Das kannst du", sagte der junge Mann, "vielleicht aber auch nicht..."

"Weshalb kannst du es mir nicht mit Sicherheit sagen?" rief die Alte laut.

"Ich bin erschöpft", sagte der junge Mann. "Laß mich los und ruf mich nicht mehr."

"Ich werde dich loslassen, wenn meine letzte Stunde geschlagen hat. Denn du hast mein Herz genommen und es mir nicht zurückgegeben."

"Ich werde dir dein Herz zurückgeben", sagte der junge Mann voller Wehmut.

Er streckte seine Hände aus, auf denen ein heißes, blutendes Herz lag.

"Liebster, du brauchst nicht mehr lange zu warten", sagte die alte Iwanycha mit zärtlicher Stimme. "Halt nur noch einen Tag aus."

"Nur einen Tag", sprach der junge Mann gequält. "Ich kann nicht mehr..."

"Dann werden wir uns trauen lassen", sagte die Alte. "Wie wird die Musik auf unserer Hochzeit spielen!"

"Ja, sie wird spielen!" gab er wie ein dumpfes Echo zurück.

"Alle Brautjungfern werden mit uns sein. Und unsere Eltern. Seit die Welt besteht, hat noch keiner eine solche Hochzeit gesehen! Möchtest du das?"

"Alles wird mit uns sein", sagte der junge Mann und begann sich wie Rauch aufzulösen.

Iwanycha schluchzte. Sie schlug ihren weißen Kopf mit dem aufgelösten Haar gegen den Fußboden und zitterte am ganzen Leib. Der Jüngling sah sie mit weit aufgerissenen Augen an und wartete.

"Worauf wartest du?" rief die Alte, "geh zum vierten Winkel!"

Er wandte sich dem vierten Stubenwinkel zu, doch dort erschien ihnen gar nichts. Der Winkel war dunkel, mit Spinnweben überzogen. Darin hing eine vertrocknete Fliege.

"Ist dort nichts?" fragte Iwanycha erstaunt.

"Nein, da ist nichts", antwortete er.

"Entsetzlich", sagte die Alte und erschauerte. "Ich spüre es sehr genau, daß sie in der Nähe ist, doch ich kann sie nicht erkennen."

"Weshalb fürchtet Ihr Euch vor ihr?" fragte der Jüngling mit bebender Stimme. "Ist sie Euch etwa so feindlich gesonnen?"

Doch die Alte schwieg. Vielleicht war sie eingeschlafen, vielleicht für eine Stunde erstorben. Sie blieb unbeweglich und versteinert. Der Jüngling setzte sich auf die Bank und begann zu warten. Er schlummerte, schniefte durch die Nase, doch die Alte gab keinen Laut von sich. Dann schlief er sitzend ein, weil er übermüdet war und die Nacht seine Augenlider verklebte.

"Du schläfst, Halunke!" hörte er die scharfe Stimme der Iwanycha. "Diese Nacht ist nicht zum Schlafen bestimmt!"

Erschreckt fuhr der Jüngling hoch, ihm war, als würden die grausamen Finger der Alten bereits an seinem Ohr reißen.

"Ihr wart verstummt", sagte er voller Angst.

"Ich war verstummt, weil ich nachdachte. Doch ich bin zu keinem klugen Schluß gekommen. Schon neigt sich die Nacht dem Ende zu, und wir haben das Wichtigste noch nicht erledigt."

Sie stand ganz nah bei ihm und atmete röchelnd.

"Junge, ich habe fast keine Hände mehr. Und so lange mir die Beine noch ein wenig gehorchen, will ich dir beibringen, wie du zu Geld kommst."

Wie ein Gespenst wanke sie inmitten der Stube, und als sie den Vorhang vor das Fenster zog, da schien ein Licht von ihr auszugehen.

"Von den Almosen der Menschen wirst du nicht leben können", sprach sie leise. "Unser Brot ist schwer und bitter. Doch die Menschen müssen glauben, daß wir einzig und allein von ihren Almosen leben. Sollte einer von uns reich werden und im Wohlstand leben, dann würde das Elend nicht lange auf sich warten lassen: Junge, der menschliche Neid ist grenzenlos. Wenn du mit Zauberei reich würdest, könntest du deine irdischen Jahre nicht vollenden. Käme Not oder eine Seuche auf, würden dich die Leute lebendig in eine Grube werfen. Sie würden dich sogar wie einen Vampir mit einem Eschenpflock durchbohren. Daher sage ich dir: bleibe arm!"

Sie stand am Fenster und sah vor sich hin.

"Komm her", forderte sie ihn auf.

Der Jüngling näherte sich.

"Du wirst bei den Leuten borgen. Doch nicht viel! Und du wirst nur bei solchen Leuten leihen, die Geld im Überfluß haben. Hol den Topf mit dem Stern."

Er beeilte sich, den Topf zu holen.

"Heb den Deckel und schick einen Strahl zu jenem Haus dort."

Eine scharfe goldene Lanze hing zwischen ihrem Haus und dem, auf das ihre Blicke gerichtet waren. Sie sahen alles, was im Haus war. Auf der Ofenbank schlief eine alte Frau, auf der Bettstatt ein schnauzbärtiger Mann mit seiner Frau. Auf den Bänken lagen die Kinder.

Neben dem Fenster stand eine große Truhe, die der Strahl ebenfalls erleuchtete. Auf dem Boden der Truhe befand sich ein Krug: darin glänzte und leuchtete etwas auf.

"Silber?" rief der Jüngling.

"So ist es! Nimm eine Münze, doch ja nicht mehr", sagte Iwanycha.

"Wie soll ich sie nehmen?"

"Wie du eben alles nimmst", lachte die Alte. "Beeil dich nur, denn die Morgendämmerung ist ganz nah."

Er streckte seine Hand aus und berührte tatsächlich den Krug. Er packte die Münze und spürte plötzlich, wie etwas neben ihm zu Boden fiel.

"Meine Beine! Meine Beine", schrie die Alte auf.

"Was ist mit Euren Beinen?" fragte der Jüngling und stürzte zu ihr.

"Das gleiche wie mit den Armen. Sie trocknen aus."

"Soll ich vielleicht die Münze wieder zurücktun?" fragte er voller Schreck.

"Du kannst es nicht mehr rückgängig machen!" sagte die Alte mit knarrender Stimme. "Was geschehen ist, ist geschehen. Doch bleib bescheiden! Solltest du einmal zwei Münzen nehmen, bist du verloren! Schwöre bei allem in der Welt, daß du dich daran halten wirst!"

"Ich schwöre!" rief der Jüngling. "Alles Heilige möge mich für ewig strafen, wenn ich meinen Schwur breche."

Bei diesen Worten schien in der Richtung, wo der Osten lag, etwas zu erbeben, als bräche ein Damm, und alles begann sich langsam mit Licht zu füllen. Die Alte lag ausgestreckt auf dem Boden, ihr Gesicht war völlig schwarz geworden. Sie konnte kaum atmen, auf ihren Lippen bildeten sich Speichelblasen. Den Jüngling packte das Entsetzen. Das Licht wallte immer schneller und stärker, überflutete die Erde, drang in die Stube. Da sank er in die Knie und begann, die Alte zu schütteln.

"Großmütterchen, sterbt nicht!" schrie er mit hoher Stimme. "Um Gottes Willen, ich flehe und beschwöre Euch! Ich habe Angst!"

Die Alte rollte die Augen, ihrer Brust entrang sich ein Stöhnen.

"Großmutter, ich flehe Euch an! Ich will nichts mehr! Ich will nicht mehr Zauberer sein, denn ich will Euren Tod nicht. Ich werde alles vergessen, was Ihr mir beigebracht habt, und es keinem verraten. Großmutter, hört Ihr mich? Ich habe Angst!"

Der Himmel füllte sich mit Licht und löschte die Sterne aus. Es verdeckte den noch schwach scheinenden Mond und wallte blau über der ganzen Welt.

"Was soll ich tun? Was soll ich nur tun?" rief der Jüngling und begann ruhelos in der Stube hin und her zu laufen.

"Großmutter, ich flehe Euch an, kommt zu Euch!"

Daraufhin vernahm er ein leises, knarrendes Lachen. Er hielt inne und drehte sich jäh zur Iwanycha um. Sie hatte immer noch nach oben gerollte Augen, ihre Augäpfel leuchteten weiß, aus dem geöffneten dunklen Mund kamen krampfhaftige Lachsalven.

"Junge, deine Angst kommt zu spät", sagte sie. "Du hättest verzichten sollen, als ich noch gesund war. Jetzt weißt du schon viel zu viel. Du weißt es, und ich nicht mehr!"

"Großmütterchen, Ihr quält mich!" sagte der Jüngling kühl.

"Wir quälen uns gegenseitig. Alle Zauberer sterben auf diese Weise. Sie übergeben ihr Wissen und verlieren es dabei selbst. Erst wenn sie alles weitergegeben haben, werden sie vom Fluch erlöst."

"Ihr wollt, daß ich Euren Fluch auf mich nehme?"

"Du hast ihn bereits auf dich genommen." sagte sie, während ihrem Mund ein lang anhaltendes Schluchzen entfuhr. "So ist es nun mal mit uns Zauberern! Hab keine Angst, sondern beende deine Lehre."

Der Jüngling setzte sich auf die Bank und stemmte die Hände gegen die Knie.

"Was muß ich noch tun?" fragte er.

"Wir werden zunächst schlafen. Leg mich auf die Bettstatt. Hab keine Angst, ich bin schon leicht wie Reisig..."

Er näherte sich ihr und nahm die Alte mühelos auf die Arme. Am liebsten hätte er ausgeholt und sie mit Wucht zu Boden geschleudert. Doch ihre aufmerksamen durchdringenden Augen starrten ihn an. Er legte sie hin und wandte sich um.

"Das Wichtigste, ohne das unsereins nicht auskommt, weißt du noch nicht", sagte Iwanycha und seufzte, als hätte sie sich an etwas Schmerzhaftes erinnert.

"Noch etwas?" wandte er sich ihr jäh zu.

Doch sie schlief bereits. Sie atmete regelmäßig, ihre ausgetrocknete flache Brust hob sich, und das Licht, das sie plötzlich aus dem Fenster traf, ließ ihr Gesicht ganz blau erscheinen. Sie lag blau und ganz ruhig da, plötzlich spürte er Mitleid mit ihr. Er streckte den Arm aus, drehte den Handteller nach oben und beugte den Zeigefinger. Da sprang durch die Fensterluke ein weißhaariger Knabe mit himmelblauen Augen zu ihm herein. Ihre Blicke trafen sich, und er spürte, daß er dabei war, etwas in dieser Welt zu verlieren. Etwas Geheimnisvolles und Unsichtbares. Etwas, dessen er sich früher nie bewußt gewesen war, das er jedoch stets besessen hatte. Der Knabe mit den himmelblauen Augen streckte ihm seine Handfläche entgegen. Er wollte jedoch dieses Geheimnisvolle nicht hergeben, er wollte es noch eine Weile neben seinem Herzen behalten. Eine Minute, eine Weile nur, doch die weiße Hand drückte die Finger bereits zusammen und versteckte das, woran er gedacht hatte. Der Knabe mit den himmelblauen Augen lachte und entschwand durch die Fensterluke.

"Gib es zurück!" rief der junge Zauberer, "hörst du, gib es zurück!"

Doch er vernahm nur ein Echo, als stünde er in einem tiefen steinernen Tal, in dem er allein war.

Myriaden von Funken erfüllten den Morgen, denn jeder Grashalm und Stengel hatte einen zauberhaften Tropfen bekommen, an dem sie nun sogen wie an einem Zuckerstück. Der Fliederduft ergoß sich vom Hügel herab wie eine Welle und hatte das kleine Haus eingehüllt, auf dessen Hausbank unbeweglich der Jüngling saß. Junge Hirten trieben vom Dorf die Herde in Richtung der Dorfweide, der Staub war über Nacht so feucht geworden, daß er sich nicht erheben konnte. Über dem kleinen Fluß wallten Nebelschwaden, unter den Weidenästen sah man den glänzenden Rücken einer riesigen Natter sich ringeln.

Der Jüngling betrachtete die Welt mit zusammengekniffenen Augen, atmete den feuchten Fliederduft ein und spürte unwillkürlich, daß seine

alte Lehrerin eben auf die gleiche Weise jeden Morgen die Landschaft betrachtet hatte.

Er fuhr zusammen, als er plötzlich Schritte hörte.

"Willst du auch zur Iwanycha?" fragte ein Mann, der über den Zauneinstieg kam. "Ich kenne dich gar nicht. Einen guten Morgen!"

"Guten Morgen", antwortete er, und es klang wie ein Echo in seinen Ohren. "Ich bin nicht von hier.."

"Wo ist die Alte?"

"Sie ist krank. Bettlägerig..."

Der Mann pffte durch die Zähne und setzte sich zu ihm.

"Bist du auch um Hilfe gekommen, oder ein Verwandter von ihr?"

"Ich bin ein Verwandter", sagte der Jüngling. "Was ist Euer Wunsch?"

"Was kann ich wünschen, wenn sie krank ist? Ich habe gedacht, daß diese Teufelsweiber niemals krank werden..."

"Wieso Teufelsweiber?" sagte der Jüngling erschrocken.

"Na vielleicht nicht? Woher soll ein einfacher Mensch all diese Zaubereien kennen? Die Teufel flüstern sie ihnen ein. Oder das Wissen um die Kräuter! Die aber kennen sich aus, was wozu gut ist."

Der Mann redete mit beherrschtem Zorn und beendete seine Rede, indem er kräftig ausspuckte.

"Da es aber brenzlich wurde, seid Ihr trotzdem zu ihr gekommen", sagte der Jüngling.

"Weil es brenzlich ist. Vielleicht ist sie gar nicht krank und tut nur so", sagte der Mann und zwinkerte ihm zu. "Meine Mutter hat schreckliche Schmerzen, sie geht die Wände hoch, so schlimm ist es."

"Die Alte ist wirklich krank", sagte der Jüngling. "Krämpfe in den Armen und Beinen."

Der Mann tat wieder einen langen Pfiff und sah den Jüngling an.

"So etwas. Da wird sie bestimmt von Gott gestraft. Wenn der Herrgott

strafft, kann einem der Teufel nicht helfen! Was soll ich nur in meinem Unglück tun? Kannst du mir einen Rat geben?"

"Geht zu Warka Morosiwna."

"Warka hat keine Ahnung von dem, was Iwanycha weiß. Warka versucht sich nur als Hexe, diese aber ist echt! Gehörst du auch zu diesem Geschlecht?"

"Meine Mutter ist ihre entfernte Base."

"Ich hab nichts dagegen", sagte der Mann. "Du redest klug, obwohl du noch ganz jung bist. Bist du etwa auch ein Hexer?"

"Nein", sagte der Jüngling. "Ich bin gekommen, um nach der Tante zu schauen."

"Schade", sagte der Mann und spuckte erneut aus. "Doch vielleicht gehe ich mal zu ihr hinein?"

Der Jüngling antwortete nicht, der Mann indes faßte bereits nach der Türklinke.

"Du sagst, daß ihre Arme und Beine verkrampt sind?" fragte er.

Der Jüngling bejahte mit dem Kopf.

"Der Teufel hole sie", winkte er mit der Hand ab und ging in Richtung des Zauneinstiegs. "Weshalb läufst du nicht davon?" fragte er und drehte sich am Zaun um. "Lauf weg, sonst wird sich die Hexerei in dir festsetzen!"

Der Jüngling sagte wieder kein Wort. Er sah den Mann mit zugekniffenen Augen an, der schließlich mit den Schultern zuckte, sich umsah und plötzlich so schnell verschwand, wie er erschienen war.

Danach hörte der Jüngling, wie die Alte nach ihm rief. Mit heiserer, schwacher Stimme, in der Flehen und Tränen zu hören waren. Er sprang auf, daß seine Kniegelenke knackten, riß die Tür auf und stand auf der Schwelle.

"Bist du hier?" fragte sie friedlich. "Ich hatte befürchtet, du seiest weggelaufen. "

"Ich wüßte nicht wohin ich fliehen sollte", erwiderte der Jüngling.

"Wessen Stimme war das gewesen?"

"Irgendein Mann war gekommen. Er wollte, daß Ihr ihm helft."

"Ich brauche jetzt selbst Hilfe", sagte Iwanycha. "Geh und hole etwas Reisig aus dem Verschlag und mache Feuer im Herd."

"Friert Ihr?"

"Ob ich friere?" fragte die Alte und lachte. "Gewiß, mir ist kalt. Doch das Feuer brauche ich nicht, um warm zu werden. Du wirst Kräutersud bereiten, damit ich meine Beine hineinstecke, um sie ein wenig bewegen zu können. Ich habe mir bei ihnen diesen Tag erfleht."

"Bei wem?" fragte der Jüngling.

"Wie soll ich wissen, wer über mir steht?" sagte Iwanycha. "Wenn ich etwas brauche, bitte ich bei beiden: bei Gott und dem Teufel. Einer von ihnen steht mir bei..."

Er hatte ihr geholfen, sich auf die Bank zu setzen, um ein heißes Fußbad zu nehmen. Dabei stöhnte sie, zuweilen schrie sie vor Schmerz auf, denn die Krämpfe setzten ihr arg zu. Der Jüngling machte derweil einen zweiten Kräutersud, danach wärmte er wieder den ersten auf, der im Zuber kalt geworden war. Gleichzeitig bereitete er Hirsebrei vor, der bereits unter dem Topfdeckel vor sich hin blubberte. und einen süßlichen Duft verbreitete.

"Wir müssen dieses Haus verlassen", sagte Iwanycha, "nachdem der Mann von meiner Krankheit erfahren hat, wird hier bald das ganze Dorf zusammenlaufen."

"Wo sollen wir hin, da Ihr so schwach seid?"

"Sobald ich wieder auf den Beinen bin, gehe ich", sagte Iwanycha, "sollte ich es nicht können, wirst du mich in einen Sack packen und mich tragen. Nur mußt du rasch gehen. Ich bin ganz leicht, du wirst dich davon überzeugen. Unterwegs werde ich noch leichter werden. Wir werden in den Wald fliehen."

"Meinetwegen!" sagte der Jüngling, der eine Schüssel mit Brei füllte.

"Mir brauchst du keinen zu geben", meinte die Alte. "Irdische Nahrung, mein Junge, taugt nicht mehr für mich. Wenn ich nichts esse, wirst du es leichter haben, mich zu tragen. Den Topf mußt du auch mitnehmen, auch etwas Hirse, damit du dort vor Hunger nicht umkommst."

"Reicht die Zeit, daß ich noch etwas zu mir nehme?"

"Sie reicht. Der Mann war Wassyl Korohoda. Er erzählt gerade seiner Frau, daß ich krank bin. Danach wird sie es ins Dorf tragen..."

"Wie habt Ihr das erkannt?" fragte der Jüngling, der den Hirsebrei in sich hineinstopfte.

"Ich habe gute Ohren", sagte die Alte und lachte auf. "Für einen, der die Stimme des Grases hört, kann so eine Kleinigkeit wirklich nicht schwierig sein!"

"Sicher nicht!" meinte der Jüngling und aß schweigend weiter. Schließlich sagte er ganz ernsthaft: "Großmutter, ich will Euch folgendes sagen: Macht Euch nicht die Mühe zu gehen. Ich werde Euch in den Wald bringen, denn dort werdet Ihr schon gehen müssen..."

"Hast einen klugen Kopf", sagte Iwanycha. "Dort in der Ecke ist ein großer Leinensack."

Er tat etwas Hirse hinein, gab der Alten einen Topf und steckte sie in den Sack. Er hob ihn auf den Rücken und spürte das Gewicht kaum. Dann sprang er auf den Hof und sah sich um. Er sah die Dorfweide, wo auch heute ein Feuer brannte. Die Hirtenknaben kochten etwas in einem Kessel. Über die Dorfstraße ging eilig eine junge Frau, möglich, daß es Korohodas Frau war, die den Leuten die Neuigkeit über die alte Zauberin brachte.

"Nimm nicht die Landstraße!" sagte die Alte hinter seinem Nacken. "Lauf durch die Gärten, unterhalb des Hügels ist ein Pfad."

Er wandte seine Schritte hinter das Haus und nahm den Weg durch die Gärten. Gerade zu dieser Stunde schallte der Gesang einiger Nachtigallen aus dem Fliedergebüsch. Der Jüngling hielt überrascht inne.

"Beeil dich!" trieb ihn die Alte an. "Wir haben keine Zeit zu verlieren."

Er nahm einen Pfad, der zum Hügel führte. Je mehr er sich beeilte, um so leichter wurden seine Schritte. Er berührte kaum noch den Boden, sondern flog und stieß sich nur hin und wieder von der Erde ab. Eine seltsame Freude erfaßte ihn: was ging mit ihm an diesem Morgen vor? Er verlor ebenfalls sein Gewicht, wie die Alte es verloren hatte, und hätte über den Bäumen fliegen können.

Aber dann würden ihn die Hirtenknaben vom Weideplatz und die Leute im Dorf sehen. Deshalb beherrschte er sich und flog unten über der Erde. Später hörte er, daß nicht nur die Nachtigallen im Fliedergebüsch sangen, sondern daß es Tausende solcher Sänger gab. Sie hielten sich im Gezweig, im Gras und in der Luft verborgen und hatten alle goldene Kehlen. Alle waren sie zur selben Zeit erwacht und besangen fröhlich diesen Morgen. Er hatte den Eindruck, daß neben ihm ein Pferd herlief: ein weißes, heiteres und verwegenes Pferd. Er blickte um sich, entdeckte jedoch nichts, denn dieses Pferd, das war er heute selbst. Er verspürte keinen Widerwillen, denn ein Pferd, das durch eine sonnen- und tauüberflutete Welt jagte, konnte keinen Widerwillen verspüren. Ein Huf, der Gras und Blumen zerstampfte, spürte nichts Unangenehmes, denn darin lag etwas Geheimnisvolles. So beschleunigte er seinen Lauf, denn sein Herz verlangte nach dieser Bewegung - es war jung und voller Klang an diesem Tag.

Diese Musik hatte ihn bis an den Rand angefüllt und sich rundherum ergossen, er hörte sie von den Bäumen, dem Gras und Himmel.

"Junge, beeil dich, lauf schnell!" flüsterte die Alte hinter seinem Nacken. "Beeile dich, ich kann kaum noch atmen!"

Fast berührte er nicht mehr die Erde. Er wußte nicht, woher der hartnäckige Hufschlag kam, der zu ihm drang, denn er flog wie ein Pfeil, und dieser Flug wurde ihm nicht zu viel. Vor ihm wuchs rasch ein dunkelgrünes Meer auf, er strebte diesem Meer zu, weil er wußte, daß sich dort hohe, ruhelose Wellen bewegten, in die er tauchen mußte, damit sie ihn schützten. Danach würde er neue Kräfte sammeln und schließlich die Rettung vor dem finden, was ihnen mit starkem Hufschlag hinterherjagte.

Das grüne Meer hauchte sie bereits an, wobei es einen unermeßlichen Schlund öffnete, dort war ein Abgrund, in den sie fallen mußten, doch es war ein heiterer Abgrund, dort lebte die grüne Stille, und eben dort mußten ihn das Gras und alles Grün ansprechen. Er jagte, ohne auf den Weg zu achten, hinweg über Blumen und grüne Auen, über Senken und Hügel. Er überflog einen Fluß, an dem Weiden wuchsen, und berührte erst am anderen Ufer die Erde. Er hatte das Gefühl, daß ihn etwas Mächtiges unbarmherzig in eine Drehung gezwungen und ihn in ein grünes Meer geworfen hatte, das sie nun beide gierig verschlang, denn es war schon lange hungrig und erwartete sie seit geraumer Zeit.

"Gut gemacht!" sagte die Alte, die aus dem Sack kroch. "Jetzt wird uns keiner stören."

Der Jüngling lag auf einer Waldlichtung, er keuchte schwer. Rundum war das sanfte Summen der Bienen zu hören, es herrschte eine solche Stille, daß er ein Klingen in den Ohren hörte. Genau vor ihm strahlte ein hellblauer Himmel, in dem nur eine einsame Lerche hing, die das warme Silber ihres Gesangs auf die Erde fließen ließ.

"Wach auf", sagte Iwanycha sanft. "Zum Liegen haben wir keine Zeit. Such Reisig und mach Feuer..."

Sie bewegte sich mühsam über die Lichtung, wobei sie sich auf einen Stock stützte. Zuweilen blieb sie stehen, bückte sich und pflückte einen Grashalm, eine Blume oder einen Stengel ab. Sie legte sie zu einem kleinen Strauß zusammen. Der Jüngling hatte sich gesetzt und schaute sie stumm an.

"Hast du nicht gehört, was ich dir gesagte habe?" sagte die Alte, die sich nach ihm umgedreht hatte. "Ich muß mich beeilen..."

Ihre Stimme war zornig, sie schlug mit dem Stock auf, doch er sah sie so verwundert an, als würde er sie zum ersten Mal sehen. Denn sie kam ihm nicht alt, knochig und häßlich vor, sie hatte keine verkrümmten Hände und angeschwollenen Beine, kein schwarzes Gesicht, sondern sah seiner Mutter ähnlich, wie er sie in Erinnerung hatte.

Ein Vorhang schien sich vor seinen Augen zu öffnen. Er sah einen von grünem Gras und flaumigem Löwenzahn bewachsenen Hof. Ein kräftiger Wind wehte, riß die Samenköpfchen los und streute den Samen über den Hof. In diesem Rauch oder warmen Schneefall erschien plötzlich eine lächelnde Frau. Sie drehte sich einige Male im Hof und begann danach die runden Köpfchen des Löwenzahns zu pflücken. Sie pustete darauf, als wollte sie dem Wind bei seinem Treiben helfen, wobei sich der Hof nur noch mehr mit weißem Flaum füllte. Ein kleines Kind in einem langen weißen Hemd mit einem dichten goldenen Haarschopf stand an der Hausschwelle. Als es merkte, wie seine Mutter spielte, begann es zu lachen. Es sprang ebenfalls ins saftige Gras und fing an, mit den kleinen Händchen nach dem weißen Flaum zu greifen. Beide wurden vom warmen Flockentreiben, unzähligen fliegenden winzigen Federn zugedeckt, die in die Haare drangen und die Mutter vor seinen Augen ergrauen ließen. Das Kind sah sie mit Verwunderung und Freude an, als ahnte es ein Wunder. Das Wunder beruhte darin, daß diese glückliche und traute Frau das gleiche Gesicht hatte wie Iwanycha. Nicht der Iwanycha, die er vor einigen Tagen kennengelernt hatte, sondern der, die er mit neuen Augen sah: denn er kannte sie bereits seit langem und hatte sich immer wieder nach ihr gesehnt. Der Jüngling spürte, daß er das ganze Leben, seit seine Mutter ins Schattenreich übergegangen war, auf diese Begegnung gehofft hatte, die unbedingt kommen mußte. Deshalb saß er wie verzaubert da und betrachtete seine Lehrerin und Herrin mit solchem Staunen.

"Großmütterchen, sagt mir", fragte er leise, "habe ich Euch früher gekannt?"

"Wann früher?" gab sie erstaunt zurück.

"Was weiß ich? Irgendwann früher. So weit zurück, daß ich mich nicht daran erinnern kann."

"Nun", erwiderte die Alte, "du übernimmst meine Lehre und nimmst mich in deine Seele auf..."

"Wie denn?" fragte er verwundert.

"Hast du denn nicht gemerkt", rief sie zornig, "daß mit jedem Geheimnis, das ich dir übergebe, ich kleiner werde, während du größer wirst? Spürst du etwa nicht meine Kraft in dir?"

"Großmutter, ich spüre es, doch ist das gut so?"

"Ob gut oder ungut, darüber haben nicht wir zu befinden!" schrie die Alte fast hinaus. "Weder ich noch du können diesen Pfad verlassen. Ich werde in dich übergehen und dabei nicht sterben! Ich werde in deinem Kopf und deinem Herzen sein."

"Großmutter!" rief der Jüngling und sprang auf. "Nistet sich nicht auf diese Weise der Teufel in uns ein?"

"Du redest dummes Zeug", murmelte die Alte, die noch einen Stengel abriß. "Der Teufel ist dort, wo Menschen Böses angetan wird. Wir indessen retten die Menschen vor dem Unheil. Schwatz nicht, sondern sammle Reisig."

"Weshalb halten Euch die Leute für eine Teuflin?"

"Weil die Leute dumm sind!", erwiderte die Alte ruhig. "Dumm und noch viel mehr eifersüchtig. Blind und noch viel mehr undankbar."

"Ihr dient den Menschen und belegt sie mit Flüchen?"

"So ist es!" sagte Iwanycha und wischte sich den Schweiß von der Stirn. "Das schützt uns vor Hochmut. Daher gestatte dir ab und zu über die Menschen und die Welt zu fluchen, doch laß keinen Haß in dein Herz dringen."

Sie stand dort mitten unter den Kräutern und dem Gras, im grünen Meer, das mit Blumen bewachsen war, schien größer und schlanker als sonst zu sein. Sie richtete den Rücken auf, und aus ihren Augen strömte unermeßlicher Schmerz, den der Jüngling nicht ertragen konnte, weil etwas Unbekanntes und Großes sich plötzlich in seinem Herzen zu regen begonnen hatte, etwas wie das Glück, das er spürte, als er in der Gestalt des lustigen weißen Pferdes lief.

"Großmutter", fragte er feierlich, "ist das jenes größte Geheimnis, das Ihr besitzt?"

"Das größte Geheimnis ist hier in meiner Hand", sagte sie und zeigte das Kräuterbündel, das sie gesammelt hatte. "Es ist die Stimme des Grases, und ich will, daß du sie dir genau anhörst."

Sie saßen neben dem Feuer, auf dem in einem kleinen Topf der Kräutersud bereitet wurde, und schwiegen dabei.

Um sie herum summten Bienen, die Honig von den Blumen sammelten, denn an diesem Tag hatte sich auf dieser Lichtung viel davon angesammelt. Rundum standen Eichen, die leise raschelten, als würden sie an etwas Mächtiges erinnern wollen. Die Alte hielt die Augen geschlossen, ihr dunkles Gesicht sah aus, als wäre es aus einer Wurzel geschnitzt. In diesem Augenblick schritt sie über einen glänzenden Pfad, der sie in ihre Vergangenheit führte. Sie ging schwer dahin, stützte sich auf ihren Stock und sah sich nach allen Seiten um. Da sah sie sich als junges Mädchen, neben sich einen Burschen, der an ihrer Seite ging. Auf dem Kopf trug sie einen Brautkranz. Sie schritten gemeinsam den Sternen entgegen, neben ihnen sangen voller Inbrunst die Brautjungfrauen. Der Bursche hielt ihre Hand, während sie ihn verliebt ansah. "Noch eine Weile", sagte sie zu ihm, "und ich werde für ewig an deiner Seite sein. Deshalb bin ich auch Zauberin geworden, damit du mich und ich dich nicht vergesse. Damit du auf mich wartest, denn ich konnte dich nicht vergessen."

"So stark hast du mich geliebt?" fragte er leise und lächelte sie dabei sehr sanft an.

"Gewiß", antwortete sie, "was sind wir ohne Liebe auf dieser Welt?"

Der Jüngling mischte den Sud: er duftete seltsam und wunderbar. Ihm war, als hätten sich alle Eichen genähert und atmeten das Aroma ein. Die Lerche hatte aufgehört am Himmel zu tönen, die Bienen zu summen. Sie waren ganz allein in diesem Wald.

"Nein!" schrie die Alte plötzlich. "Sie hat uns nicht verlassen, diese teuflische Warka!"

Der Jüngling erschauerte. Er sah sich erschrocken um. Strenge Augen blickten ihn an.

"Ich fürchte mich vor dieser gemeinen Seele" sagte Iwanycha. "Ich habe Angst, daß sie meine Lehre durcheinanderbringt..."

"Kann man so etwas durcheinanderbringen?" fragte der Jüngling.

"Und wie! Es gibt zweierlei Zauberinnen in der Welt: solche, die Gutes und andere, die Böses tun."

"Und diese Warka gehört zu den Bösen?"

"Das weiß ich nicht. Ich habe auch keine Zeit mehr, es herauszubekommen. Wir wollen es dem Willen Gottes überlassen."

"Überlassen wir es ihm!" rief der Jüngling.

"Wir werden bald von diesem Kräutersud trinken", sagte die Alte. "Beide werden wir davon trinken."

"Wenn es sein muß, dann soll es geschehen", sprach der Jüngling und holte den kleinen Topf vom Feuer.

"Nun mach eine Runde um die Lichtung herum und überprüfe sie auf unsere Art. Sollte einer spähen, kommen wir beide um!"

Der Jüngling gehorchte demütig, erhob sich und schritt langsam um die Lichtung. Er blieb zuweilen stehen und hob den Arm. Er schaute aufmerksam hin, sah jedoch nur Bäume und Gras. Um sie herum rührte sich keine lebendige Seele: darüber gab ihm eine seltsame, etwas beunruhigende Stille kund. Auch der Wind hatte sich gelegt, alles hielt den Atem an und war verstummt. Es war erstarrt, weil es sich zu einer großen Geheimhandlung vorbereitete. Das Laub hing leblos an den Bäumen, als hätte sich der Abend über die Erde gesenkt, die Kräuter waren eingnickt. Alle Insekten und Käfer waren erstorben oder hatten sich davongemacht. Das Feuer auf der Lichtung glimmte leise seinem Tod entgegen, und Iwanycha hockte daneben wie eine Wurzelknolle.

Der Jüngling setzte seinen Gang fort. Zuweilen blieb er stehen und sah sich aufmerksam um. Von dem aufmerksamen Hinschauen begannen ihm die Augen zu schmerzen. Doch er sah und hörte nichts, als hätte ihm jemand die Ohren mit Wachs verstopft und die Augen verklebt. Neben ihnen lebten nur noch die Kräuter, das Gras und die Bäume. Sein

angespanntes Herz preßte sich zusammen, als hätte es jemand in die Hand genommen. Das Hirn begann zu summen, als wäre sein Kopf voll gespannter Saiten. Er zog seine Runde, ohne aufzuhören. Bald mußte er sie beenden, doch er beeilte sich nicht. Er sah im Gras die Spuren, die er hinterließ. Sie umgürteten die Lichtung, denn er schloß sie mit einem zuverlässigen Reifen ab.

"Hast du jemanden gesehen?" fragte die Alte, als er sich genähert hatte.

"Nein, nichts", sagte der Jüngling und sein Gesicht war genau so ruhig wie alles rundum.

"Als erster wirst du trinken", sagte Iwanycha. "Genau die Hälfte... Doch warte", unterbrach sie ihn, "eins habe ich dir noch nicht gesagt."

Sie blickte ihn unter ihren zusammengekniffenen Lidern an, sah ihn jedoch nicht. Sie brauchte ihn auch nicht zu sehen, also sprach sie, als würde sie mit sich selber reden:

"Denke ja nicht, du seiest du. Du bist nur ein Tropfen in dieser Welt, der einfach so hingeworfen wurde, Teil einer großen Seele. Du bist ein winziges Teilchen dessen, was in der Welt lebendig ist: das Gras, das du zertrittst und mähest, und auch der glänzende Käfer mit den grünen Flügeln."

Ihre Lippen bewegten sich kaum, denn sie sprach ungewöhnliche Dinge aus und brauchte ungewöhnliche Worte. Sie war angespannt, sie sprach nicht, sie preßte die Worte einfach aus sich hinaus:

"Wenn du jemandem Böses antust, tust du es dir selber an, genau so verhält es sich mit dem Guten. Bringst du jemanden um oder brichst du etwas ab - dann hast du etwas in dir getötet oder abgebrochen. Hüte dich davor, denn von dir wird mehr verlangt als von anderen."

Sie hielt inne und schaute wieder vor sich hin. Erneut sah sie niemanden vor sich, in ihr glimmte nur noch ein Funken Leben.

"Junge, zürne mir nicht. Rufe mich nicht aus der anderen Welt und verlange keine Ratschläge. Bleib auf dich allein gestellt!"

Sie keuchte, jedes Wort fiel ihr schwer.

"Du wirst viel vermögen und deshalb mit Fluch beladen sein!" sagte sie fast flüsternd. "Für Liebe wirst du Hohn empfangen, doch sei stets weise und gütig! Hörst du?"

"Ich höre", sagte der Jüngling genau so leise. "Doch Großmutter, wenn ich eines Tages all das verlassen möchte? Wenn ich so leben möchte wie alle anderen Menschen?"

Sie schüttelte traurig mit dem Kopf und schaute noch trauriger vor sich hin.

"Trink! Unsere Stunde ist angebrochen. Trink genau die Hälfte aus!"

Er führte den kleinen Topf an seine Lippen und trank so viel aus, wie sie ihm gesagt hatte.

"Das hast du für dich ausgetrunken", sprach sie. "Nun trink noch mal die Hälfte aus!"

Er führte abermals den kleinen Topf an die Lippen und trank erneut.

"Nun hast du mich ausgetrunken", sagte sie noch leiser.

"Den Rest kannst du mir geben..."

Sie trank gierig, lechzend, als hätte sie es sehr eilig. Sie spürte, wie Feuer durch ihre Adern floß. Zuweilen war es rot, dann wieder grün. Rote und grüne Wellen bedeckten sie und brachten ihr Augenlicht zum Erlöschen. Ihr Leib begann sich zu krümmen, die Adern dehnten oder verkürzten sich, etwas wuchs in ihr, etwas anderes schwand dahin. Etwas weinte, anderes war im Entstehen. Ihre Füße drangen in die Erde ein, bald steckte sie bis an die Knie im Boden. Dort begannen sie zu wachsen, sich in hunderte dünner und langer Wurzeln zu verwandeln. Sie drang immer tiefer und tiefer ein. Ihr Körper wurde zunehmend dünner und fester, verhärtete sich und bedeckte sich mit Rinde. Ihre Hände verzweigten sich und begannen in der Luft zu wachsen. Der Kopf spaltete sich und brach als Feuer aus, wobei er fadendünne Zweige in die Lüfte streckte. Diese Zweige wurden von grünen Flammen überzogen, die sie zudeckten und zusammendrückten. In diesem Feuer flackerte sie

und konnte nicht mehr denken. Sie konnte nur noch der Erde und dem Wind lauschen. Sie schien noch etwas sagen zu wollen, doch es war kein Flüstern mehr sondern nur noch ein Rascheln. Da lachte die Glut in der Feuerstelle auf. Sie sprang aus ihrem Bett und erhob sich in die Luft, dann fiel sie zur Erde und verwandelte sich zu Rauch. Er bedeckte die ganze Lichtung, und der Jüngling schrie erschreckt auf. Er sprang auf die Beine und stürzte besinnungslos unter die Bäume, die düster und voller Zorn zu rauschen begannen. Er verließ das tote Feuer und den Busch, der unerwartet inmitten der Lichtung entstanden war. Der Jüngling lief, daß die Erde unter seinen Füßen dröhnte. Er hustete und spuckte den grauen Rauch und seine Angst aus, seine Beine schienen zu versagen. Er rang nach Luft, hatte den Mund geöffnet und hechelte wie ein verfolgter Hund. Seine Füße verhedderten sich im Farnkraut und in den Brombeerranken, hin und wieder prallte er mit dem Kopf gegen einen Baumstamm, der unerwartet seinen Weg versperrte, und stöhnte leise auf. Er hatte seine Mütze verloren und plötzlich ergoß sich von seinem Kopf eine Welle dichten goldenen Haars. Es blieb an den Zweigen hängen und hinterließ lange Strähnen an ihnen. Die Hand griff nach der Brust, riß am Hemd, um leichter atmen zu können. Aus seinem Hemd fielen große weiße Mädchenbrüste heraus...

Das Mädchen konnte nicht innehalten. Eine unbekannte Kraft jagte es unaufhörlich weiter durch den Wald. Sie peitschte ihre weißen Schultern, Tränen strömten über ihr Gesicht. Von diesen Tränen nahm das Gesicht eine dunkle Farbe an und begann sich mit Runzeln zu bedecken. Das Mädchen wollte diesem schauerlichen Wald, der eigenen großen Niederlage entfliehen. Schließlich versagten seine Kräfte. Es fiel ins Gras und begann gramvoll und kraftlos zu schluchzen. Dann hielt es inne, hob den Kopf und lauschte.

"Warka Morosiwna, ich habe dich erkannt", hörte sie eine leise Stimme. "Ich dich schon seit langem erkannt."

"Großmutter, es war nicht böse gemeint", flüsterte Warka leise. "Ich wollte ein wenig spielen, denn das ist doch zwischen uns üblich, nicht wahr?"

"Ich war dir wohlgesonnen", sagte die Stimme.

"Großmutter, wo seid Ihr?" rief sie voller Verzweiflung.

"In dir, Warka. Du hast mich doch ausgetrunken... Bleib ruhig. Von nun an werden wir gemeinsam leben. Alles, was ich gewußt habe, weißt nun du, und dafür hast du den vollen Preis bezahlt. Solange dir beschieden ist zu leben, wirst du mich nicht vergessen, so wie ich meine Lehrerin nicht vergessen habe. Wenn du stirbst, sterbe ich in dir mit. Aber, Warka, verliere meine Lehre nicht..."

Sie horchte in der Hoffnung, noch einige Worte zu vernehmen. Doch es kam nichts. Eine tiefe Stille hatte sie von allen Seiten umringt, es war kein Rauschen oder Rascheln zu hören. Weder Vogelgesang noch das Summen eines Insekts.

Sie saß im Gras und erblickte plötzlich ihre Füße. Sie waren schwarz und rissig. Voller Schreck sah sie auf ihre Arme - die Haut war trocken und voller Altersflecken. Warka schrie mit dünner Stimme und sprang auf die Beine. Sie fuhr sich mit den Fingern übers Gesicht und spürte unter den Fingern eine faltige, alte Haut. Dann griff sie nach einer Haarsträhne - sie war grau und stumpf. Sie öffnete ihren Hemdausschnitt - statt ihres vollen Busens erblickte sie ausgetrocknete hängende Brüste.

Sie fing wieder an zu laufen. Sie glaubte zu laufen, doch sie bewegte kaum ihre Beine. Sie hielt einen Stock in der Hand, mit dem sie sich stützte. Die Tränen liefen immer noch über ihre Wangen und hinterließen neue Rinnsale auf ihrem Gesicht. Schließlich spürte sie, daß die Tränen ausgetrocknet waren. Langsam drang die Waldesstille in ihre Brust und Warka vergaß alles, was sich zugetragen hatte.

Sie war dabei heimzukehren, doch dieses Heim mußte erst noch gefunden werden. Möglich, daß sie zu dem Haus zurückkehren würde, das unter dem mit Flieder bewachsenen Hang stand, vielleicht aber zu dem Haus, in dem sie bis dahin gelebt hatte. Sie hielt inne und lauschte. Sie hörte die Stimme des Grasses, und es war keine Grille, die zu ihren Füßen sang. Weder war es die Stimme eines Tieres, eines Vogels, eines

Insekts oder Menschen - so sprach nur das Gras. Die Stimme war verhalten wie ein Flüstern, doch Warka verstand sie. Nicht wie die Sprache der Menschen oder das Rufen der Tiere, das war eine andere Dimension, die sie nicht hätte beschreiben können. Sie hätte diese Sprache mit menschlichen Worten nicht wiedergeben können, doch das war auch nicht notwendig.

Diese Stimme konnte sie eher fühlen als verstehen, weil sie nicht anders vernommen werden konnte. Sie sah einen Pfad vor sich und folgte ihm schweren Schrittes. Sie wußte, daß er sie in ihr Heimatdorf bringen würde, wo ihr bestimmt war zu leben.

Sie schritt über die grüne Dorfweide, wo Hirtenknaben ein Feuer entfacht hatten und das Vieh graste. Die Knaben stritten über etwas, und sie wartete, bis die Kinder sie wahrnahmen.

"Guten Tag, Kinder", sagte sie leise, "was ist das für ein Dorf, in das ich gekommen bin?"

"Marjaniwka", gab ihr ein Knabe mit dunklem Haarschopf zur Antwort und sah sie forsch an. "Großmutter, wen sucht Ihr?"

"Wessen Haus steht dort am Dorfende?"

"Korohodas", antwortete der Knabe. "Ich bin sein Sohn."

"Wassyls Sohn etwa?" fragte sie erregt.

"Welcher Wassyl?" lachte der Knabe. "Wassyl ist längst gestorben."

"Gestorben?" rief Warka laut. "War das nicht dein Vater?!"

"Mein Vater?" lachte der Kleine. "Ihr müßt es vergessen haben. Wassyl war mein Großvater!"

Sie blieb stehen und schaute sich lange um. Dann erblickte sie den Hang, der dicht mit Flieder zugewachsen war, und lenkte langsam ihre Schritte dorthin. Sie ging und blickte unaufhörlich in die Richtung, als wollte sie auf ihm Myriaden von üppigen und duftenden Blüten anzünden. Sie wünschte es und spürte, daß sie dazu fähig war. Sie setzte ihren Weg fort. Plötzlich kam ein Windhauch vom Hang herüber. Die Luft erzitterte und kam in Bewegung. Der ganze Hang war unerwartet

gleichzeitig aufgeblüht. Unzählige Zweige öffneten ihre Blüten, und alles schien von einem hellblauen Dunst eingehüllt zu sein. Warka verspürte eine stille Freude, festliche Stimmung und Glück. Ihr Blick war noch immer auf das Fliedermeer gerichtet, weil sie noch ein zweites Wunder erwartete. Im nächsten Augenblick erschallten laut die Nachtigallen. Sie schlugen, pfffen, ließen silberne und goldene Glöckchen erklingen, es ähnelte dem ersten Wunder. Schließlich verspürte sie es als Einheit - als Frühling, der leben und sich vermehren wollte.

Warka begann zu keuchen und mußte stehenbleiben. Das Herz in ihrer Brust begann heftig zu schlagen, sie verspürte einen ziehenden Schmerz und mußte ihn ertragen. Erst jetzt traf das ein, worauf Iwanycha gehofft hatte. Warka schloß den Hügel und die Myriaden von Blüten ins Herz. Sie gewann den Gesang lieb, der in schluchzenden Wellen vom Hang herüber klang, ihr gefiel der Pfad, der zum halbverfallenen Hof und Haus führte. Sie wandte sich jäh zur Dorfseite um und erblickte ein drittes Wunder: Das Dorf war von einem Dunstschleier verhüllt, als hätten sich die Fliederwellen auch hierüber ergossen und die Häuser und Straßen mit einem zauberhaften Schleier bedeckt. Da gewann sie diese Häuser und Straßen und auch die Menschen lieb, die plötzlich herausgetreten waren, um sich des zauberhaften Abends zu freuen. Davon hörte der Schmerz in ihrer Brust auf, nur das Gesicht blieb ernst und traurig. Sie richtete sich auf, wurde größer und schlanker. Sie spürte, daß ihre Füße im Gras standen, und es wieder zu ihr sprach. Sie vernahm eine leise und geheimnisvolle Stimme, die sich an sie wandte.

Hinter ihrem Rücken hörte sie eine Tür knarren, und wandte sich jäh um. In der Öffnung der verlassenen Behausung, auf die sie zuging, erschien als durchsichtiger Schatten eine knochige, gebeugte Gestalt, die eine Hand an die Stirn legte und in die Ferne schaute.

Warka ging ohne nachzudenken auf sie zu. Sie eilte zum Haus unter dem Fliederhang und lächelte voller Freude die Frau an, die dort stand. Es war ein Abbild ihrer selbst, das aufmerksam nach ihr Ausschau hielt.

## **Der silberne Sternenhund - Kullererbse**

Kullererbse roch an Romans Atem und sah lange in das schlafende Gesicht des kleinen Jungen. Vorsichtig wie noch nie zuvor lugte er aus ihrem Versteck und lauschte. Dann lief er auf drei Beinen den Hang hinab. Behutsam in kurzen Sprüngen, denn was von seinem vierten Bein übriggeblieben war, pochte noch schmerzhaft und mahnte, vorsichtig zu sein.

Mehr als zwei Stunden lag der Hund geduldig vor dem Klostertor, bis er sich schließlich erhob. Der vertraute Mönch trug einen schwarzen Hut und einen dunklen Mantel, unter dem eine lange Kutte zu sehen war. In der Hand hielt er einen schwarzen Diplomatenkoffer mit zwei gelben Schlössern. Auch er erkannte Kullererbse.

"Wo ist denn dein kleiner Freund?" fragte er mit einer leisen, schwachen Stimme, die seinem blassen Gesicht entsprach.

Der Hund wedelte zur Antwort mit dem Schwanz und begann bellend um die Beine des Mönchs zu streichen.

"Was ist? Was ist ihm zugestoßen? O Gott, wer hat dich so verletzt?"

Kullererbse sprang winselnd die Treppen hinunter, sah sich zweimal um und bellte leise.

"Lädst du mich irgendwohin ein, ja?" Der Mönch folgte dem Hund.

Der kleine Roman schlief noch. Vom Fieber hatte er aufgesprungene Lippen. Sein Gesicht war wie das des Mönchs blaß und blutleer. Der Mönch fühlte mit der Hand Romans heiße Stirn, zog seine Sandalen aus und überzeugte sich, daß die Füße eiskalt waren. Er zog seinen Mantel aus, wickelte den Kranken ein und trug ihn aus dem Versteck...

Als Roman die Augen öffnete, sah er einen Arzt im weißen Kittel, der eine große bläulich getönte Brille trug und durchsichtige Röhrchen in den Ohren stecken hatte. In seinen Händen blinkte kalt das Abhörgerät, Roman spürte jede Berührung wie einen Stich in der Brust.

"Wo ist Kullererbse?" fragte der Knabe.

"Kullererbse? Ich erinnere mich gut an das Märchen!"

"Nicht der aus dem Märchen. Kullererbse ist mein Hund. Er hat drei gesunde Beine und ein krankes."

"Weiß ich nicht. Habe ihn nicht gesehen."

"Er ist sehr groß und silbern."

"Kann sein, das war wohl im Traum. Sag lieber, was dir weh tut."

"Gar nichts. Es brennt nur drinnen, in der Brust."

"Und hier?" fragte der Arzt, der Romans Nabelpartie betastete.

"Nein, das tut nicht weh."

"Gut, dann wirst du leben. Nun sag noch deine Adresse, die Krankenschwester muß sie aufschreiben. Und ruhe dich aus."

Der Arzt verließ das Krankenzimmer. Die Schwester öffnete eine dicke Kladde und sah dem Kranken in die Augen. Von ihrem Blick wurde es dem kleinen Roman ganz schwach. Nicht einmal sein Hund Kullererbse hatte so stechende Augen. Er wandte sein Gesicht der Wand zu und sagte die Adresse der Mutter.

"Was hast du auf dem Hohen Schloßberg getrieben, na?!"

"Geangelt", erwiderte Roman zornig.

"Du wirst deine Fische bekommen, wenn wir dir erst Spritzen in den Hintern geben. Weshalb hörst du nicht auf deine Mutter und treibst dich stattdessen in der Gegend herum?"

Ihrer lauten Stimme nach mußte die Schwester unglaublich kräftig sein, dachte Roman.

Der kleine Roman hörte nicht, wie der Arzt im Ordinationszimmer zur Schwester sagte:

"Das Kind hat eine schwere Lungenentzündung und eine akute Nierenbeckenentzündung. Benachrichtigen Sie unverzüglich die Eltern, sie sollen sich sofort bei mir melden."

Kullererbse lag gegenüber dem Krankenzimmer Romans im Schutz des der Zaunhecke. Die Fensterluke war geöffnet, er hörte sogar, wie Roman atmete, obwohl ein Stockwerk dazwischen lag. Die Menschen, die auf dem Bürgersteig am Zaun vorbeiging, ahnten nicht, daß hinter der Hecke ein riesengroßer Hund lag, so mancher hätte sonst einen Bogen gemacht. Dabei war Kullererbse das friedlichste Wesen auf Erden...

Der kleine Roman schaute sich im Krankenzimmer um und sah sich seine Mitpatienten an. Außer ihm waren noch ein sechs bis siebenjähriger Junge sowie ein älterer Jugendlicher im Zimmer. Neben dessen Bett stand ein Tisch, auf dem ein Recorder, ein Fernseher, zwei große Flaschen Limonade und Coca-Cola, ein feingeschliffenes Glas, eine Schachtel Pralinen und ein Stoß Recorderkassetten lagen. Am Ende des Bettes befand sich ein mit Kleidern behängter Ständer. Dieser Junge nahm mit seinen Habseligkeiten fast die Hälfte des Krankenzimmers ein.

Neben dem Bett von Romans Nachbarn stand nur ein kleiner Nachkasten, auf dem eine bebilderte Bibel lag.

Dieser kleine Nachbar sprach Roman auch gleich an, nachdem sich dieser im Bett aufgesetzt hatte.

"Ich heiße Jurko, wie du heißt, weiß ich von der Krankenschwester. Ich habe gute Äpfel, möchtest du einen?"

"Nein."

"Was möchtest du?"

"Kullererbse."

"Wen?"

"Mein Hund ist verloren gegangen, hast du ihn vielleicht gesehen?"

"Nein, hier war kein Hund."

"Schade."

Der Jugendliche, der auf dem Nachbarbett lag, schaltete seinen Recorder an. Laute, schrille Musik erklang im Zimmer. Roman zuckte zusammen.

"Oleh, schalte ab. Dem Kranken geht es ganz schlecht", bat Jurko.

"Wenn es ihm schlecht geht, dann soll er sich in ein anderes Krankenzimmer scheren! "

"Das hier ist nicht dein Krankenzimmer."

"Halt dein Maul, du Rotznase, spiel dich nicht als Schwarzenegger auf, sonst hast du gleich 'ne blutige Nase!"

Der kleine Roman versuchte sich die Ohren zuzuhalten, sein Gesicht hatte einen gequälten Ausdruck. Er spürte die Musik wie Steinschläge in den Schläfen.

"Bitte, schalte ab", flehte er.

Jurko rief die Krankenschwester herein. Auf ihr Eintreten reagierte Oleh nicht. Er stellte die Musik nicht einmal leiser ein.

"Oleh, Liebling, ich bitte dich, mache die Musik eine Weile aus, damit der Kleine einschlafen kann. Der Abteilungsarzt ist mit der Visite noch nicht fertig, er könnte böse werden." Oleh schaltete unzufrieden das Gerät aus und drehte der Krankenschwester den Rücken zu.

"Idioten..."

Die Stille, die plötzlich einsetzte, ließ Roman einschlafen.

Nach unruhigen Träumen erwachte er von der gleichen lauten Musik. Schwere Rockmusik zerfetzte die Ruhe des Krankenhauses gleich einem wilden Tier, das sein Opfer in Stücke riß. Die Klänge wurden von einem vulgären Gesang obszönen Inhalts unterbrochen, an dem der Jugendliche scheinbar Gefallen fand, weil er das Lied immer wieder abspielte.

In Romans Kopf hämmerte es laut.

"Mach es aus, bitte. Ich kann nicht mehr. Ich hab solche Kopfschmerzen!" flehte Roman.

"Zieh dir die Decke über den Kopf. Lieg ruhig und verpöste hier nicht die Luft!"

Kullererbse hörte draußen, was er sagte, und begann leise zu knurren...

Die Lieder trafen den geschwächten Jungen weiterhin wie Peitschenhiebe. Völlig erschöpft schlummerte er schließlich ein und rief in Gedanken Kullererbse zu sich.

Der große Junge, der sich bis in den späten Abend immer wieder an der lauten Musik ergötzte, war plötzlich in seinem Bett vor Schreck erstarrt: durch die geöffnete Fensterluke kam der lange dunkle Körper eines Wolfes oder Hundes ins Krankenzimmer geflogen! Die Vorderpfoten auf die Bettkante gestützt, sah ein großes Tier mit unheilverkündendem Kopf den Hörer der brutalen Musik an. Der Junge wollte aufschreien, doch er vermochte keinen Laut herauszubringen. Wozu schreien, wenn die laute Musik seine Stimme sowieso übertönen würde? Wie ein zu Tode erschrecktes Wesen versuchte er einen Ton herauszubekommen.

Kullererbse fegte mit der Pfote den Recorder und die Stimme des vulgären Sängers zu Boden. Er legte sich neben Romans Bett hin und sah in dessen erschöpftes schlafendes Gesicht. Dann leckte er die Hand des Kleinen, die unter der Decke hervorgerutscht war. Die Hand war heiß, doch der Kleine lächelte im Traum...

War es von der Berührung der rauhen Zunge, die als seltsamer süßer Strom den Körper des Jungen selbst im Schlaf durchzogen hatte, oder schlief der kleine Roman gar nicht, sondern fieberte nur? Er mußte sich bewußt in einem Halbschlaf oder Traumgebilde befinden! Die Erde war plötzlich himbeerfarben, das Gras warm und leuchtend blau. Dort gab es keine übelriechenden Asphaltstraßen, auf denen LKW's Auspuffgase ausstießen, dort verschwanden keine Züge wie sich windende große Schlangen in dunklen Tunnels, dort wohnten im Schatten blühender Bäume sanfte, silberfarbene Wesen mit silbernen Flügeln.

*Die Wüste ist deshalb schön - sagte der kleine Prinz-,  
weil in ihr geheime Quellen verborgen sind.  
A. de St. Exupery*

Als der kleine Roman erwachte, befand sich das ganze Krankenhaus in einem Zustand des Entsetzens. "Ein tollwütiger Hund ist ins Krankenzimmer gestürzt! Beinahe hätte er einen Kranken in Stücke gerissen. Der Ärmste hat fast die ganze Nacht im eigenen Kot verbracht. Der Hund hat auch dessen Recorder zerschlagen! Er hat im Krankenzimmer herumgewütet und hätte beinahe alle verschlungen!"

Kullererbse hörte dies alles. Er lag im Gras unterhalb des Fensters und leckte von Zeit zu Zeit seine verletzte Pfote.

Romans Gesundheitszustand machte ihn sehr traurig.

Roman fühlte sich sehr schwach. Wenn er die Augen schloß, dann war ihm, als würde sein Bett zusammen mit ihm bis unter die Decke fliegen, was dem kleinen Jungen große Angst einjagte. Dann öffnete er rasch die Augen und versank in eine ganze andere Welt. Das Bett flog nicht mehr, die Zimmerdecke indes mit dem Lampenschirm und auch die große schwarze Fliege auf der Glühbirne zusammen mit dem Fenster begannen zu tanzen. Roman und sein Bett bildeten die Mitte, um die Fenster, Tür und Lampenschirm mit der großen Fliege einen Reigentanz vollführten.

Nach der Spritze, die er in den Hintern bekommen hatte, ließen die Kopfschmerzen etwas nach. Er lag da und dachte über den seltsamen Planeten nach, in dem die silbernen Wesen lebten. "Mutter ist ebenfalls sündig, weshalb hat sie mich aus der Wohnung vertrieben? Das ist doch schlimm. Besser, wenn ich von allein gegangen wäre... Die silbernen Wesen wissen alles, vor ihnen kann man nichts verbergen. Sie wissen, daß Mutter mit dem fremden Onkel immerzu trinkt..."

Roman wollte zu gerne seine Mutter sehen, sie anflehen, sie möge zu trinken aufhören, weil ihr sonst Gott selber zürnen und das silberne Wesen sie nicht vor dem Unheil beschützen würde.

Gewiß wird sie, sobald sie ins Krankenhaus kommen wird, weinen und ihren kleinen Sohn küssen. Jetzt wird sie ganz bestimmt den fremden Onkel für immer fortjagen und ihn bitten, er möge nach Hause zurückzukehren. Dann wird er ihr von Kullererbse erzählen, und die

Mutter wird erlauben, daß er bei ihnen bleibt. Der Junge spürte, daß der Hund in der Nähe war und sich jeden Augenblick auf seinen Ruf hin melden würde. Er wußte, daß Kullererbse im Krankenhaus für Ruhe gesorgt hatte. Jetzt lag Oleh mucksmäuschestill da.

Die Krankenschwester bemühte sich nun besorgt um das verwöhnte Söhnchen eines "stadtbekanntes Mafioso, der alle Ärzte bestochen hatte" (das wußte er von Jurko, dessen Mutter es ihm erzählt hatte). Roman kannte das Wort "bestechen" nicht, doch er hatte das Gefühl, daß es nichts Gutes war.

Gegen Mittag war Jurkos Mutter voller Mitbringsel zu Besuch gekommen, hatte lange mit ihrem Kind zusammengesessen und gescherzt. Und beim Abschied hatte sie Jurko gestreichelt und geküßt, was Tränen in Romans Augen aufsteigen ließ. Wenn doch nur auch seine Mutter käme und ihn umarmte, wäre er der glücklichste Junge auf Erden...

Als ihm der Arzt am nächsten Morgen während der Visite sagte, man habe seine Mutter benachrichtigt, ins Krankenhaus zu kommen, begann er voller Sehnsucht auf sie zu warten. Vor Erregung konnte er nicht einmal schlafen, sondern starrte unablässig auf die Türklinke...

Doch die Tür wurde von fremden Menschen geöffnet und wieder geschlossen.

Jurko hatte ihm zwei Butterbrote gegeben, nun hatte er ein Geschenk für die Mutter. Doch die Stunden verstrichen, und der Knabe wurde immer unruhiger. Das Mittagessen auf dem ärmlichen Bettkasten blieb unberührt.

Die Krankenschwester beachtete ihn kaum, fragte kein einziges Mal, wie er sich fühlte.

Als es hinter dem Fenster zu dämmern begann, begriff Roman, daß die Mutter nicht kommen, daß er ihr kein Butterbrot schenken und ihr nicht von Kullererbse erzählen würde... Die Gedanken an seine Mutter, die nicht gekommen war, schmerzten ihn sehr. Sein geduldiges Warten, seine Hoffnung waren endgültig zerschlagen. Seine Mutter liebte ihn nicht, sie

wollte ihn nicht einmal sehen, der fremde Onkel war ihr viel wichtiger.

"Kleiner, rück näher an die Wand", befahl die Krankenschwester, deren Kommen er nicht gehört hatte.

"Auch diese Frau mag mich nicht, niemand liebt mich, nur noch Kullererbse..."

Doch es fiel ihm sehr schwer, an die Wand zu rücken, schon frühmorgens konnte er sich kaum noch auf den Bauch drehen, als er eine erneute Spritze bekommen sollte. Er hatte Schmerzen in der Brust und im Rücken.

Die Krankenschwester riß unerwartet das Bettlaken unter ihm weg, und der Kleine lag plötzlich auf der bloßen Matratze.

"Wenn deine wunderbare Mutter ins Krankenhaus kommt und für das Waschen des Bettlakens bezahlt, auf dem du faulenzst, dann werde ich dir das Bett machen, jetzt mußt du ohne auskommen!" Dann zog sie auch noch den Bezug von der Decke ab.

Roman war weder gekränkt, noch begann er zu weinen. Dazu hatte er keine Kraft mehr. Er rollte sich zusammen, deckte sich mit der rauhen Decke zu und blieb liegen. Der Traum war der einzige Winkel, in dem man vor der Welt der Erwachsenen entfliehen konnte...

Roman erwachte gegen vier Uhr früh mit vom Fieber ausgetrockneten heißen Lippen und rief leise nach Kullererbse.

*Versteh, es ist sehr, sehr weit.*

*Ich werde den Körper nicht mitnehmen können.*

*Er ist zu schwer.*

*A. de St. Exupery*

Niemand außer Roman sah den morgendlichen Flug von Kullererbse durch die Fensteröffnung, obwohl alle Lichter des Himmels leuchteten. Der Junge ließ seine Hand hängen, damit die Hundezunge sie berührte,

das war so angenehm. Doch die Berührung blieb aus. Der Kleine hob die Lider, und ihm stockte der Atem.

Neben ihm stand ein Jüngling in silbernem Gewand. Roman fragte mutig:

"Wer bist du?"

"Ich bin Kullererbse."

"Du ? Du siehst ihm gar nicht ähnlich."

"Stimmt, ich hatte die Gestalt eines Hundes, doch nur bis jetzt. Mein Fell war silbrig, hast du es vergessen?"

"Nein... Tatsächlich... Sag, träume ich von dir?"

"Hier hast du meine Hand."

"Sie ist aber nicht so warm wie eine Menschenhand, nicht einmal wie die Pfote von Kullererbse."

"Ich habe einen anderen Körper."

"Ich habe Angst."

"Kleiner Roman, ich bin mit Liebe und in Frieden zu dir gekommen."

"Als Hund warst du lieb, du hast mir keine Angst gemacht."

"Ich bin gekommen, um dich auf meinen Planeten mitzunehmen, du wirst dort glücklich sein."

"Ist dein Planet sehr weit?"

"Ja, er ist sehr weit."

"Draußen ist es aber dunkel."

"Uns werden die Sterne leuchten, du wirst andere Augen haben. Andere Arme auch, alles wird ganz anders. Außerdem wirst du keinen irdischen Körper haben Er ist viel zu schwer für einen so weiten Weg, wir würden sonst das Ziel nie erreichen. Ich werde dir einen anderen Körper geben, er wird leuchten wie meiner und völlig schwerelos sein. Ich werde dir noch etwas sagen: dieser neue Körper ist bereits in dir, man muß ihn nur befreien, und es tut gar nicht weh."

"Kullererbse, ich verstehe dich nicht. Daß du mein Hund Kullererbse bist, kann gar nicht sein."

"Wenn du mir nicht glaubst, dann schau nach unten, auf meine Füße."

Roman hob den Kopf vom Kissen hoch und stützte sich auf den rechten Ellbogen.

"Ah, das ist Kullererbse! Kullererbse, mein lieber Hund!"

"Faß ihn nicht an, das ist nicht mehr dein Hund Kullererbse, das ist nur noch sein irdisches Kleid. Weine nicht. Ich stehe vor dir, befreit von dieser Last, die zu meinen Füßen liegt, ich mußte so sein, wie hätte ich dir sonst dort oben auf dem Schloßberg helfen können? Als du schliefst, kam ich von meinem Planeten zu dir, um dich zu retten und auf meinen Planeten mitzunehmen."

"Aber wenn du mir Augen, Arme und Beine wegnimmst, dann sterbe ich doch!"

"Nein. Keiner stirbt. Es gibt nur einen Weg."

"Werde ich zurückkehren?"

"Hierher auf die Erde nicht. Weil der Weg, von dem ich dir erzähle, endlos ist."

"Und Mutter? Was wird mit Mutter sein? Ich kann sie doch nicht allein lassen. Und Vater? Ohne ihn gehe ich nicht."

"Deine Mutter hat noch lange Zeit, diesen Weg anzutreten. Dein Vater ist in einem anderen Krankenhaus. Er wird bald kommen."

"Ist er etwa gestorben?"

"Ich sage dir ja, es gibt keinen Tod. Doch glaube mir, nur dort, wohin du mit mir gehst, wirst du deiner Mutter helfen können."

"Wie sollte ich ihr helfen können, wenn ich nicht mehr bei ihr sein werde?"

"Ich werde dir dort ein Rinnsal zeigen. Es gibt dort Milliarden von Rinnsalen. Jeder Mensch auf Erden hat dort ein kleines Rinnsal, obwohl er nichts davon weiß. Du wirst sehen, wie wenige davon rein und klar

sind, wie viele indes schmutzig, trüb, ja sogar blutig sind. Alles hängt davon ab, wie der Mensch hier auf Erden lebt. Jeder Rinnsal gleicht einem Spiegel. Der Herrgott sieht die Menschen und beurteilt sie gerecht..."

"Und ich, habe ich dort auch so ein Rinnsal?"

"Natürlich, doch es ist noch sehr winzig, nur einen Schritt lang. Ich habe es gesehen. Es ist kristallklar und fließt inmitten des Paradieses zu Füßen des Schöpfers."

"Hast du Mutters Rinnsal gesehen?"

"Es ist wie eure kanalisierte Poltwa, voller Abfälle..."

"Und der Herrgott hat Mutter dafür bestraft?"

"Du wirst am Rinnsalufer deiner Mutter Rosen pflanzen. Viele, viele Rosen. Du wirst ihnen die Dornen entfernen und sie in das Rinnsal werfen, das eigentlich das Gewissen deiner Mutter ist. Diese Rosendornen werden in das Gewissen deiner Mutter eindringen. Es wird davon erwachen, wird ihr Schmerzen verursachen, sie wird qualvoll an dich denken. Schließlich wird sie erkennen, daß du aus ihrer Schuld, wegen ihrer Trunksucht und ihres liederlichen Lebens in eine andere Welt fortgegangen bist. Sie wird ihr Leben ändern und Gott um Vergebung bitten..."

"Ich will sie jetzt sehen, ich möchte keine scharfen Dornen abschneiden!"

"Sie schläft im Augenblick ihren Rausch aus... Wir müssen indes dorthin aufbrechen, wo dich keiner mehr aus dem Hause jagt oder dir Böses will..."

"Einen Blick möchte ich noch auf mein Zuhause werfen... Vater habe ich auch schon sehr lange nicht gesehen..."

*Epilog :*

*Morgens wurde in einem Lemberger Krankenhaus der leblose Körper eines Sechsjährigen gefunden; vor seinem Bett lag auf dem Boden ein toter großer Hund...*

## Das Erdloch

Ich weiß nicht, wann meine Erzählung abbricht, daher vergebte, wenn sie etwas verworren klingt, mir bleibt keine Zeit, nach treffenden Worten zu suchen.

Ja, die Zeit drängt. Es fällt im übrigen schwer, sich vorzustellen, daß in zwei Tagen... Daß etwas so Entsetzliches geschieht, kann der Verstand gar nicht fassen...

Auf dem Gelände einer kleinen Grünanlage sollte ein neues Gebäude der Steuerinspektion entstehen. Bäume wurden gefällt, Bauwagen aufgestellt, Baumaterial wurde angekarrt, und die ersten Betonpfeiler wurden in die Erde gerammt. Ich weiß nicht, warum die Stadtverwaltung beschlossen hatte, gerade hier, inmitten einer Grünanlage, ein Gebäude zu errichten. Aber was konnte das schon für eine Bedeutung haben? Kurzum, eine langhalsige, stinkende Maschine wurde herangekarrt, die beißenden Qualm ausstieß und ununterbrochen mit einer schweren gußeisernen Birne auf die Eisenbetonstangen einschlug, um sie in die Tiefe des Bodens zu rammen. Sechs Tage klirrten die Fenster der umliegenden Häuser, und der Platz bebte unter den Füßen. Als die Pfeiler im Boden saßen, wurde die Maschine abgestellt, die Bauarbeiter gingen, und nur ein Wächter blieb zurück.

Es war Herbst. Die Abende waren bereits kühl, der alte Wächter hatte ein Feuer angezündet, wärmte sich daran und hörte zu, wie die Eicheln zu Boden fielen. Doch plötzlich vernahm er von dort, wo die letzten Betonpfeiler in die Erde gerammt worden waren, seltsame Geräusche. Es klang, als würde jemand schwer keuchend etwas Schweres heben. Der alte Wächter dachte, daß das ein Dieb sein konnte, der Baumaterial stehlen wollte. Er schritt den ganzen Platz ab, und obwohl er nichts entdecken konnte, stellte er fest, daß die Geräusche nicht aufhörten. Der Alte strengte sein Gehör an und verstand schließlich, daß das Keuchen und Schnaufen von irgendwo aus der Erde kam. Er überprüfte noch

einmal das Gelände und ging auf die Stelle zu, wo die Laute deutlich zu hören waren: es war ein rundes Loch neben einem Betonpfeiler. Dort hörte er deutlich, wie sich jemand in der Tiefe zu schaffen machte. Der alte Mann war sich sicher, daß jemand in das Loch gefallen sein mußte. Er wollte dem Ärmsten zurufen und fragen, wie er ihm helfen könnte, als er merkte, daß sich aus dem Loch die Enden einer Metalleiter nach oben schoben. Der Alte hatte zuvor zwar ein wenig getrunken, um sich aufzuwärmen, doch nicht so viel, als daß er Halluzinationen gehabt hätte. Er wollte sich hinter der stinkenden Maschine verstecken, schaffte es aber nicht mehr, denn aus dem Loch stieg eine große, hagere Gestalt in einem langen Mantel, die sich gerade anschickte, die Rockschöbe zu säubern.

Der Alte konnte das Gesicht des Mannes nur schlecht erkennen, denn es war bereits dunkel, doch im Feuerschein sah er große schwarze Augen, die aufleuchteten, als sie ihn erblickten. Der alte Wächter war vor Schreck ganz starr, seine Beine versagten plötzlich, und er konnte sich kaum von der Stelle rühren. Der Mann im schwarzen Mantel sagte zu ihm, nachdem er sich abgeklopft hatte:

"Fass nichts an. Ich komme gleich wieder." Dann verschwand er durch die Anlage in Richtung der Stadt.

Sobald der Alte zur Besinnung kam, lief er zu seinem Bauwagen, um die Stadtverwaltung anzurufen. Dort hörte man sich schlaftrunken die stotternde Geschichte des Wächters an und riet ihm, das nächste Mal weniger Schnaps zu trinken.

Als die Bauarbeiter am nächsten Tag zur Baustelle kam, fanden sie den Wächter nicht vor. Sie dachten aber nicht einmal an ihn, denn als sie entdeckten, daß ein Betonpfeiler fehlte und an seiner Stelle ein Erdloch klaffte, begannen sie zu überlegen, wie der Pfeiler wohl verschwunden sein konnte. Schließlich kamen sie zu dem Schluß, daß sich an der Stelle tief in der Erde eine Höhle befand, in die er versunken war. Das hätte sehr überzeugend geklungen, wenn nicht die Metalleiter gewesen wäre, die aus der Tiefe ragte und deren Ende sich in der Finsternis verlor. Wer hatte die Leiter ins Erdloch gesteckt, und wer hatte sie benutzt, um

hinabzusteigen? Sie dachten an den Wächter: nur er hätte es tun können. Aber warum nur? Darauf konnten sie sich keinen Reim machen. Dann kamen sie auf eine andere Idee. Der Wächter mußte des Nachts in das Erdloch hinabgestiegen sein, wo ihm vermutlich etwas zugestoßen war. Vielleicht war er ohnmächtig geworden, gestürzt oder zu Tode gekommen. Sie riefen nach ihm, erhielten jedoch keine Antwort. Ein Arbeiter zog seine Jacke aus und wollte die Leiter hinabsteigen, um nachzusehen. Doch der Vorarbeiter ließ es nicht zu.

Schließlich besprachen sie alles noch einmal in Ruhe und beschlossen, doch jemanden nach unten zu schicken: wenn im Erdloch eine Leiter steckte, mußte jemand hinabgestiegen sein!

Keiner kam auf den Gedanken, daß die Leiter auch zum Hochsteigen hätte benutzt worden sein können. Ein Arbeiter stieg hinab. Als er im Erdloch verschwunden war, hörten sie ihn rufen: "Hier ist nichts zu sehen, und es ist kalt wie in einem Keller." Das war alles. Sie riefen ihm unentwegt etwas zu, doch er gab keine Antwort. Nach einer Weile holte der Vorarbeiter eine Taschenlampe und stieg ebenfalls nach unten. Von oben sahen sie, wie der schwache Lichtschein über die Wände des Erdlochs glitt und schließlich verschwand. Der Vorarbeiter tauchte ebenfalls nicht mehr auf, worauf die verschreckten Bauarbeiter schnell die Bauleitung riefen. Der Bauleiter kam und erinnerte sich an den nächtlichen Anruf des alten Wächters. Sie machten sich auf, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen. Der Alte lag mit Stiefeln und Jacke im Bett, hatte sich ein Laken übers Kinn gezogen und sah sie mit wahnsinnigen Augen an. Sie wollten ihn ausfragen, doch er warnte sie lediglich und winkte dabei mit dem Finger:

"Rührt dort nichts an! Er wird bald zurück sein!"

Am gleichen Tag betrat ein großer Mann in schwarzem Mantel die zentral gelegene Stadtapotheke und bat um eine Arznei für seine kranke Tochter.

"Das ist ein sehr teures Medikament", sagte die Apothekerin, "es kostet 200 Hrywen."

Der Mann wurde verlegen und trat von einem Fuß auf den anderen.

"Möchten Sie das Medikament mitnehmen?" fragte die Frau.

"Sehen Sie", begann der Mann, dem das Ganze offensichtlich sehr peinlich war, "ich habe kein Geld. Ich brauche dieses Medikament jedoch sehr dringend... Sonst könnte meine Tochter sterben."

"Ich verstehe Sie, aber..."

"Können Sie es mir nicht kostenlos abgeben?" fragte der Mann voller Ernst.

"Das geht leider nicht", antwortete die Apothekerin und räumte die Arznei wieder weg.

Der Mann ging jedoch nicht fort.

"Wie könnte ich an 200 Hrywen kommen?" fragte er, worauf ihn die Apothekerin seltsam anblickte.

"Haben Sie denn keine Arbeit?"

Der Mann schüttelte den Kopf.

"Ich weiß nicht. Gehen Sie doch zur Stadtverwaltung, vielleicht bekommen Sie dort eine Unterstützung."

Der Mann stand noch eine Weile herum und ging dann hinaus.

Am Erdloch hatte sich inzwischen ein Menschenauflauf gebildet. Ein Rettungswagen, Feuerwehr und Miliz waren inzwischen eingetroffen. Niemand wußte, was zu tun war. Jeder hatte Angst, in die Tiefe hinabzusteigen. Es gab keine Freiwilligen, und jemanden zu zwingen, dafür wollte keiner die Verantwortung übernehmen. Alle standen um das Erdloch herum, warfen Steine hinein, rechneten nach, wie lange es dauerte, bis sie in der Tiefe aufschlugen, und staunten, daß man nicht hörte, ob sie überhaupt aufschlugen. Entweder war das Loch sehr tief, oder sie trafen die Körper derjenigen, die sich bereits im Erdloch befanden. Ohne zu einem Schluß gekommen zu sein, entschloß sich der Vorsitzende, in Kiew anzurufen. Er gab einen genauen Bericht über die Vorkommnisse ab und bat um Hilfe. Man versprach ihm, am nächsten Morgen eine Rettungseinheit zu schicken.

Der Vorsitzende saß nach diesem Telefongespräch da und dachte, daß er ohnehin schon genug Schwierigkeiten hatte. Diese Geschichte hatte ihm gerade noch gefehlt... Da ging die Tür auf, und ein merkwürdiger Mann in einem langen Mantel betrat den Raum. Gleich von der Schwelle aus fragte er ihn: "Können Sie mir mit 200 Hrywen aushelfen?"

Der Vorsitzende reagierte nicht sofort und wußte danach nicht, wie er sich verhalten sollte: sollte er lachen, sich aufregen oder den Mann hinauswerfen? Doch er beherrschte sich, wie es sich für einen Vorsitzenden gehört. Auch wußte er nicht, wer der Mann überhaupt war, und was man von ihm erwarten konnte.

"Wer sind Sie?" fragte er nach einer Pause und betrachtete den Mann näher. Nach einem Kriminellen sah er nicht aus: sein Mantelkragen war abgetragen, das Gesicht zerfurcht, fast schwarz, an den Stiefeln klebte Lehm... Es mußte ein Stadtstreicher sein. Doch die Augen verrieten keine Alkoholspuren. Der Blick war offen und stolz, der Mann schien nicht gekommen zu sein, um zu betteln, sondern um einzufordern, was ihm gehörte.

"Wer ich bin, hat nichts zu sagen", sagte der Mann. "Können Sie mir 200 Hrywen geben?"

"Ich soll sie einfach aus der Tasche ziehen und Ihnen geben?!"

"Ich kenne die Gepflogenheiten hier nicht, aber ich brauche das Geld, damit meine Tochter wieder gesund wird."

"Ach so", der Vorsitzende verstand endlich, "nein, leider kann ich Ihnen nicht helfen."

"Über Jahre habe ich bei Ihnen um nichts gebeten, und ich wäre auch bis ans Ende der Zeit niemals gekommen, aber meine Tochter ist schwer erkrankt... Wir haben nie Medikamente gebraucht. Es ist das erste Mal, seit ich lebe, daß bei uns jemand krank ist. Dabei lebe ich schon eine ganze Weile, das können Sie mir glauben..."

"Also ich würde Sie nicht für alt halten... Daß Sie nie krank sind, finde ich gut. Jeder sollte so gesund sein."

"Werden Sie mir die 200 Hrywen geben?"

"Woher sollte ich sie nehmen?! Bin ich etwa Millionär?! Wer sind Sie überhaupt?!"

"Man hat mir gesagt, daß Sie mir helfen könnten."

"Wo leben Sie?"

"Nicht hier."

"Weshalb sind Sie dann hergekommen? Wenden Sie sich an die Behörde Ihres Wohnorts."

"Das würde ich ja gerne tun, aber wir kennen... kein Geld."

"Und ich soll welches haben? Da drüben liegt ein Bericht von der Finanzabteilung: die Kasse ist leer", rief der Vorsitzende und breitete die Arme aus.

"Dann sagen Sie mir, wer mir das Geld geben könnte."

"Woher soll ich das wissen? Wenden Sie sich an die, die welches haben."

"Wer hat denn Geld?"

"Sagen Sie, was wollen Sie eigentlich von mir?"

"Sie bedienen sich alle des Geldes, also muß es doch irgendwo welches geben!"

Der Vorsitzende seufzte schwer. Er hätte diesen Hergelaufenen gleich hinauswerfen sollen, aber nun hatte sein gesunder Menschenverstand endlich die Oberhand gewonnen. Um ihn loszuwerden, sagte er: "Gehen Sie hinüber zu dem Gebäude dort drüben. Da, wo 'Olymp' dransteht", erklärte er und zeigte zum Fenster. "Das ist eine reiche Firma, vielleicht kann sie Ihnen helfen."

Der Mann sah zum Fenster hinaus.

"Das Gebäude dort?"

"Eben das. Aber dort wird gerade geschlossen. Sie müssen morgen früh wiederkommen."

Der Mann im langen Mantel bedankte sich und ging hinaus.

Der Vorsitzende stürzte ins Vorzimmer:

"Weshalb haben Sie diesen Verrückten in mein Büro gelassen?" schrie er die Sekretärin an.

"Welchen Verrückten?"

"Na den, der gerade weggegangen ist!"

"Wer ist denn weggegangen?" fragte die Sekretärin erstaunt.

"Schlafd ihr denn alle hier?!" brüllte der Vorsitzende und knallte laut die Tür seines Büros zu.

Am nächsten Morgen rückte eine Rettungseinheit von vier Mann mit voller Ausrüstung an. Sie stiegen jeweils zu zweit hinab. Das Erdloch erwies sich tatsächlich als sehr tief, denn nachdem sie 35 Meter hinabgestiegen waren, gaben sie per Funk durch, daß noch kein Boden in Sicht sei.

Sie konnten auch keine Höhlen finden, da war nur das Erdloch und die Leiter. Vielleicht war es während des Krieges ein Bunker gewesen... Nach diesem Bericht wurde die Verbindung zu den Rettern unterbrochen. Einige Sekunden später englitten die Gurte, mit denen die jungen Männer gesichert waren, den Händen derer, die sie hielten, und verschwanden im Erdloch. Sie warteten über eine Stunde auf sie, aber die Rettungsmannschaft kam nicht wieder hoch. Man telefonierte erneut nach Kiew, erklärte die Lage, erwähnte die Leiter, die seltsamerweise im Erdloch erschienen war, und daß bereits sechs Männer verschwunden seien, daß man unbedingt etwas unternehmen müsse, weil sie nicht weiterwüßten. Aus der Hauptstadt wurde ihnen geraten, das Erdloch zuzudecken und eine Regierungskommission zu erwarten, die am nächsten Tag käme.

Daraufhin kamen Bauleute mit einem Kran vorgefahren und deckten das Erdloch mit einer sechs Meter breiten Platte zu. Da sie keinen weiteren Auftrag hatten, gingen sie nach Hause, nur zwei junge Männer blieben als Wache zurück.

Zur gleichen Zeit näherte sich dem Gebäude mit der Aufschrift "Olymp" ein großer hagerer Mann in einem langen Mantel. Sein Gesicht hatte einen noch verhärteren Ausdruck als am Tag zuvor, seine Augen waren von dunklen Ringen umschattet. Er hatte eine schlaflose Nacht am Lager seiner kranken Tochter verbracht, die im Sterben lag. Er hielt ihre kleine heiße Hand und erzählte ihr seltsame Geschichten von der Entstehung der Welt. "Vater, wird es ein Ende der Welt geben?" fragte sie mit schwacher Stimme, und er antwortete, es würde kein Ende der Welt geben, solange sie bei ihm und am Leben bliebe. Da lächelte sie mit vom Fieber zersprungenen Lippen und bat ihn, ihr von den Menschen zu erzählen. "Die Menschen sind sehr seltsam", sagte er und drückte ihre kleine Hand an seine Wange, "sie beten immer noch zu Gott, der diese Welt erschaffen und sie längst vergessen hat. Und sie verfluchen mich, obwohl ich ihnen nichts Böses getan habe, von dem es jedoch abhängt, wann diese Welt zu Ende geht. Eigentlich müßte es umgekehrt sein, sie sollten zu mir beten und darum bitten, daß ich nicht alles zerstöre. Sie sind schon seltsam, diese Menschen..."

Der Mann öffnete die schwere Eichentür und betrat das Geschäftszimmer.

"Ich möchte mit dem Firmenchef reden", sagte er zu der jungen Sekretärin.

"Worum geht es?" fragte die junge, stark geschminkte Frau.

"Ich habe eine sehr wichtige Frage. Sagen Sie ihm das."

Die Sekretärin stand auf und öffnete die Tür zum Geschäftszimmer.

"Hier ist ein Mann. Er kommt in einer sehr wichtigen Sache."

"Was will er denn?" hörte man fragen.

"Ich weiß nicht", antwortete sie und zuckte mit den Schultern.

"Lassen Sie ihn herein."

Der Direktor der Firma "Olymp" unterbrach seine Schreibearbeit und betrachtete den großen Mann, der sein Dienstzimmer betreten hatte.

"Ich wollte Sie um etwas Geld bitten", sagte der Mann, als er die Tür hinter sich geschlossen hatte.

"Das ist alles?"

"Ja."

"Armen gebe ich nichts!" sagte der Chef schroff, nach einem Blick auf den alten, verschmutzten Mantel.

"Ich bin eigentlich nicht arm, ich habe nur kein Geld."

"An Humor fehlt es dir nicht. Ich bin nicht arm, ich habe bloß kein Geld... Dann will ich dir welches gegen Prozente ausleihen..."

"Es ist so, daß ich Ihnen weder das Geld, um das ich Sie bitte, noch die Prozente werde zurückgeben können. Ich brauche aber nicht viel - nur 200 Hrywen. Meine Tochter ist schwer krank, sie könnte sterben. Ihr Tod würde schreckliche Folgen haben. Glauben Sie mir, es wird grauenhaft..."

"Jeder muß sein Leid tragen, ich kann Ihnen jedenfalls kein Geld geben. Ich bin keine Wohlfahrtsorganisation. Ich verdiene mein Geld mit diesem Buckel hier", er klatschte sich auf den Nacken, "ich kann nicht jedem geben."

"Geben Sie mir einen Rat, wie ich an 200 Hrywen kommen kann."

"Erarbeite sie dir."

"Ich verstehe nichts davon."

"Was kannst du denn?"

"Was ich kann, können die Menschen nicht brauchen."

"Dann verrecke", sagte der Chef der Firma "Olymp" und stand auf. "Entschuldige, daß ich so grob bin, aber so ist heute das Leben... Das wär's. Ich habe keine Zeit."

"Wird mir in dieser Stadt also niemand 200 Hrywen geben?"

"Geh in die Kirche. Dort wird gegeben", sagte der Chef und rief der Sekretärin zu: "Meinen Wagen... und entfernt diesen..."

Der Mann im Mantel verließ das Büro. Er hatte nie geglaubt, jemals in die Kirche gehen zu müssen. Noch dazu mit einer Bitte! Das war einfach

lächerlich! Wer das je vorausgesagt hätte, den hätte er gründlich ausgelacht! Aber zu Hause lag seine kleine Tochter im Sterben, ihr zuliebe überwand er seinen Stolz.

Er traf den Pfarrer vor der Kirche.

"Was führt dich her, mein Sohn?"

"Ich habe kein Geld", sagte der Mann. "Können Sie mir 200 Hrywen geben, damit ich meine kranke Tochter retten kann?"

"Ach, mein Sohn", sagte der Pfarrer. "Ich gäbe sie dir gerne, doch woher nehmen? Früher konnten wir Armen und Bedürftigen helfen, heute müssen wir selbst die Leute um Hilfe bitten. Um Kopeken bitten wir, und so müssen wir leben..."

"Ihnen steht doch Gott bei."

"Auf den können wir nur hoffen", sagte der alte Pfarrer, hob sein Brustkreuz und küßte den Gekreuzigten.

Der Mann im schwarzen Mantel lächelte schief und ging weg.

"Geh mit Gott, mein Sohn", sagte der Pfarrer und schlug das Kreuzzeichen hinter ihm.

Im gleichen Augenblick verschwand der Mann, als wäre er nie dagewesen. "Mein Gott! Der Unreine!" flüsterte der Geistliche und bekreuzigte sich. Dann stürzte er in die Kirche, fiel auf die Knie und begann vor den Heiligenbildern zu beten.

Die beiden jungen Männer, die als Wachen zurückgeblieben waren, aßen ordentlich zu Abend, rauchten am Feuer ihre Zigaretten und legten sich, als es dunkel und kalt geworden war, im Bauwagen schlafen.

Sie erzählten sich noch eine Weile Witze und schliefen schließlich ein, aufgewärmt vom elektrischen Ofen. Es war bereits weit nach Mitternacht, als sie von schweren Schritten unter dem Fenster geweckt wurden. Im Mondlicht sahen sie einen großen Mann in einem langen Mantel, der rasch auf das Erdloch zuing.

Die jungen Männer packten ein Brecheisen und sprangen hinaus. Sie wollten dem Mann etwas zurufen, doch als sie sahen, wie er sich bückte und die schwere Betonplatte beiseiteschob, wobei er ausrief: "Ich hatte doch gebeten, hier nichts zu verändern!", verging ihnen die Lust, ihn anzusprechen. Sie erstarrten vor Staunen, die Brecheisen in der Hand. Der Mann hob derweil die Rockschoße seines langen Mantels, stellte einen Fuß auf die Leitersprosse und stieg ins Erdloch hinab. Die jungen Männer konnten sich lange nicht fassen. Dann näherten sie sich vorsichtig dem Erdloch und schauten hinunter. Die Leiter war verschwunden. Da packte sie die Angst. Sie legten ein großes Feuer, warfen alles Holz darauf, das sie finden konnten, und machten bis zum Morgen kein Auge mehr zu. Sie beschlossen, niemandem ein Wort von dem zu sagen, was sie gesehen hatten, keiner würde ihnen glauben wollen. Wozu sollten sie sich lächerlich machen?

In der Frühe dachte bei aller Betriebsamkeit niemand mehr an die Betonplatte, mit der das Erdloch zugedeckt worden war. Die jungen Männer schwiegen. Vielleicht hätte auch niemand weitere Fragen gestellt, wenn die Leiter nicht gewesen wäre. Die zu Tode erschreckten Wächter konnten nicht erklären, wohin sie verschwunden war. Sie sahen einander an, und jeder von ihnen beschwörte, sie nicht angerührt zu haben. Es hätte sie auch niemand beschuldigt, weil man die Leiter höchstens mit einem Kran hätte herausziehen können. So kamen sie zu dem Schluß, daß sich das Erdloch während der Nacht vergrößert hatte und die Leiter abgerutscht war.

Das sollte die offizielle Erklärung sein, die Vorfälle der Nacht sollten allerdings geheim bleiben. Doch bis zur Mittagsstunde sprach die ganze Stadt von einem Mann, der die Betonplatte über dem Erdloch beiseitegeschoben hatte und in die Tiefe hinabgestiegen war. War es nicht der gleiche Mann, der am vergangenen Tag auf dem Basar die Leute um Geld gebeten hatte? Der noch spät am Abend an jeder Tür geklingelt und geklopft und um Geld für eine Arznei gebeten hatte, die seine kranke Tochter dringend benötigte? Niemand hatte ihm etwas gegeben.

Die Stadt summt wie ein aufgescheuchter Bienenschwarm.

Die Menschen strömten in der Stadtmitte zusammen. Als dann aus Kiew eine ganze Wagenkolonne mit Generälen, Abgeordneten, stellvertretenden Ministern und Wissenschaftlern angefahren kam, hatten sich inzwischen so viele Leute versammelt, daß Polizei eingesetzt werden mußte, um den Platz zu räumen. Nachdem sich die hohen Herren beim Vorsitzenden gemeinsam beraten hatten, machten sich alle zum Bauplatz auf. Sie begannen das Erdloch zu betrachten. Niemand nahm den Bericht des Bauleiters über den nächtlichen Anruf des Wächters und die Gerüchte über den seltsamen Mann, die in der Stadt erzählt wurden, wichtig. Die Wissenschaftler behaupteten, daß es für alles auf der Welt eine vernünftige Erklärung gebe.

Sie ließen eine Filmkamera mit einem großen Lichtstrahler ins Erdloch hinab, doch nachdem sie so tief hinabgefahren war, wie das Kabel zuließ, zeigte sie nichts als glatte Lehmwände. Es gab auch keine Anzeichen dafür, daß dort eine Leiter gestanden hatte. Die Filmkamera konnte auch keinen Grundboden feststellen. Danach wurde ein Echolot aufgestellt und Signale wurden ausgesendet, um die Tiefe des Erdlochs auszuloten. Nach einigen Augenblicken des Sondierens sagte der Techniker, der das Gerät bediente, kopfschüttelnd: "Dieses Erdloch hat keinen Grundboden". Wieder begaben sich alle zur Stadtverwaltung zu weiteren Beratungen. Niemand sprach davon, diejenigen zu retten oder zu bergen, die im Erdloch verschwunden waren. Alle hatten sich damit abgefunden, daß sie dort ihr Grab gefunden hatten.

Es wurde überlegt, was mit dem Erdloch geschehen sollte. Nach mehrstündiger Beratung schlugen die Generäle vor, das Erdloch mit Dynamit zu sprengen.

Es gab keinen anderen Ausweg. Es wurde für sinnlos erachtet, das Erdloch, dessen Tiefe nicht zu ermitteln war, zuzuschütten. Es wäre ebenso gewagt gewesen, es zuzubetonieren, weil der Betonguß jeden Augenblick in der Tiefe verschwinden konnte, so wie dies mit der Leiter geschehen war.

Also stimmten alle für die Sprengung.

Um drei Uhr nachmittags detonierte der Sprengstoff unter der Erde. Er ließ die umliegenden Gebäude erbeben. Unmittelbar danach herrschte völlige Stille... Einige Sekunden später rutschte der Hauptplatz der Stadt in die Tiefe. Er riß die Gelehrten, Generäle, Beamten, Abgeordneten, Minister und den Vorsitzenden sowie dessen Stellvertreter und alle anderen mit sich, die mit der Geschichte zu tun hatten. Es folgten Häuser, die Firma "Olymp", das Hauptpostamt, der Filmpalast, der Kulturpalast, das Volksmuseum mit der Stadtbibliothek, die Steuerbehörde, ein Restaurant, Geschäfte, das Hotel "Morgenfrühe", die Schule. Alles verschwand mit einem Mal, als wäre es sie zuvor dagewesen. Ein wenig später stürzten auch die Abgrundränder ein und rissen weitere Häuser und Gärten mit Menschen und Tieren, die Busstation und einen großen See mit sich in die Tiefe. Die Bank, die Druckerei, die Stadtverwaltung, die Polizeiwache, das Gericht und die Staatsanwaltschaft verschwanden. Die Kirche mit ihren Kreuzen und Glockentürmen rutschte hinab. Der Tonberg, der die Ziegelei mit Lehm belieferte, der Kindergarten zusammen mit Kindern und Spielzeug, der Friedhof mit seinen Denkmälern und Steinplatten. Auch sie verschwanden von der Erdoberfläche... Jedes Mal, wenn ein Stück Erdoberfläche wegbrach, stieg eine Staubsäule empor, die für eine Weile die Sonne verdunkelte, danach einen Trichter bildete, um als Wolkenwirbel in der Erde zu verschwinden. Das Erdloch atmete, keuchte wie ein verwundetes Tier, spuckte die Reste der Stadt aus, um sie dann erneut zu verschlingen.

Das ging alles so schnell vor sich, daß die Menschen kaum begreifen konnten, was rings um sie geschah. Niemand floh, keiner schrie, es blieb keine Zeit, Angst zu haben.

Erst jetzt, da ich vom 14. Stockwerk aus sehe, wie immer neue Stadtteile in der Erde versinken, wie der Boden unter mehrstöckigen Häusern wegbricht, wie tiefe, lange Risse die Straßen durchziehen, erst jetzt beginnt in der Stadt Panik aufzukommen. Die Leute fangen an, zu ihren Fahrzeugen zu laufen, um mit rasender Geschwindigkeit die Stadt zu verlassen, oder blindlings, mit kleinen Kindern auf den Armen, das Weite zu suchen.

Durch das Fenster kann man bereits die Ränder des riesigen Abgrunds sehen, sie nähern sich unserem Stadtteil. Das Loch wird jeden Augenblick breiter und breiter, immer weitere Teile verschwinden in seinem Abgrund. Auf dem Kinderspielplatz hört man eine Frau laut schreien. Sie ist auf die Knie gesunken und fleht: "Herrgott, tu doch etwas!" Doch was könnte er tun?

Ich habe den Eindruck, daß alles aus ist, daß das Erdloch unsere Stadt verschlucken und sich immer weiter ausbreiten wird, bis die ganze Welt ein Ende findet.

Gerade hat sich ein großes Stück Erde aufgetan und den Basar, die Molkerei, die Busstation und den Kinderspielplatz, wo die Frau geschrien und Gott um Hilfe angefleht hat, unter sich begraben.

Der nächste Erdrutsch wird unter mir stattfinden. Ich muß laufen. Unten auf dem Parkplatz steht mein Wagen. Ich schreibe noch diese zwei, drei Zeilen nieder und werde dann versuchen, wegzufahren. Ich werde versuchen irgendwohin zu fliehen, wenn man denn all dem entfliehen kann.

Aber ich weiß nicht, ob es mir gelingt, denn in jener Nacht ist er auch bei mir gewesen...

## **Der Pflaumenkern**

Sandkörner trieben durch die Luft. Pustowit biß in eine fleischige Pflaume und hörte, wie es zwischen seinen Zähnen knirschte. Die Pflaume schmeckte gut, ihr Saft floß ihm übers Kinn, und er wischte es mit einem Taschentuch ab. Es war heiß, die Mittagshitze hatte die Menschen in die Häuser getrieben. Herrenlose Hunde ließen ihre feuchten Zungen heraushängen und suchten den Schatten der Bäume. Den ausgelutschten Pflaumenkern mit winzigen Pflaumenresten daran warf er zunächst ins Gras, doch nach einigen Schritten kehrte er zurück, nahm ein Stöckchen, bohrte ein kleines Loch in die Erde, legte den Kern hinein und drückte etwas Erde darüber fest.

Auf der Rathausuhr schlug es gerade zwei Uhr nachmittags, als Ihor Pustowit die Hände am Gras abwischte und seinen Weg fortsetzte, wobei er lauschte, wie der Wind in den abgerissenen Wandplakaten raschelte. Neben dem Antiquariat in der Mychajliwska-Straße verlangsamte er seinen Schritt und öffnete die Tür.

Im Laden war es angenehm kühl. Einige Käufer stöberten in Büchern herum. Ihor nahm einen Band Rudanskyj-Humoresken aus dem vergangenen Jahrhundert aus einem Regal und spürte die alten Papierseiten angenehm unter seinen Fingern knistern.

Sie erinnerten ihn an seine Kindheit, als sein Vater ihn zu Borys Ten, dem Übersetzer antiker Literatur, mitgenommen hatte, für den der Vater einen alten Sekretär restaurieren sollte. Da hatte er zum ersten Mal im Leben eine private Hausbibliothek gesehen. An jeder Wand hatten volle Bücherregale gestanden. Vor ihm, einem kleinen Knirps, hatte sich schweigend ein riesiges Bücherreich aufgetan. Er hatte sich damals nicht von der Vorstellung losreißen können, daß von der Erschütterung und dem Kreischen der vorbeifahrenden Straßenbahn das Gebäude ins Wanken geraten, die Bücher herausfallen und ihn hier in dem kleinen Haus unter den Nußbäumen begraben würden.

Damals war er von dem Geruch der alten Bücher und neuen Ausgaben sogar ins Keuchen und Zittern geraten. Borys Ten hatte sich mit seinem Vater unterhalten und dabei den Kleinen beobachtet, dessen zitternde Finger und krankhaft glänzender Blick ihm aufgefallen waren.

So hatte seine Leidenschaft fürs Büchersammeln begonnen. Er besaß die gesamte Lyrik von Olexander Oles, die Gedichte des frühen Pawlo Tytschyna, Swidsinskyj und Pluschnyk. Das Kostbarste, was er besaß, war eine Erstausgabe des Werks von Welytschkowskyj aus dem 18. Jahrhundert. Und er hatte es geschafft, sich eine teure Ausgabe der Geschichte der alten Völker, vor allem der Türken und Slawen anzuschaffen.

Während Pustowit im alten Rudanskyj-Band herumblättert, bemerkte er eine Kundin, die oft ins Antiquariat kam und sich meist sehr lange flüsternd mit der Verkäuferin unterhielt. Sie war schon lange auf der Suche nach einem Buch, das sie nicht finden konnte. Die gepflegte, etwa vierzigjährige Frau trug große goldene Ohrringe, die ihre prallen Ohrläppchen nach unten zogen, an ihren langen Fingern steckten kostbare Ringe.

Zur selben Zeit betraten die Brüder Terlezkyj das Antiquariat: sie waren gleich gekleidet und sahen sich sehr ähnlich. Die Zwillinge hatten den Ruf von Bücherdieben. Sie durchwühlten die Regale, und während der eine mit drei Büchern zur Tür ging, ging der andere mit einem Buch über Geheimdienste zur Kasse. Das war ihr einstudierter Trick. Wenn die Verkäuferin merkte, daß der eine Bruder mit den Büchern den Laden verließ, rief der andere ihr laut zu, daß er die Bücher bezahlen wolle, wobei er genau die Titel und Preise nannte. Konnte der eine unbemerkt den Laden verlassen, bezahlte der andere nur das Buch, das er in der Hand hielt. Pustowit stellte fest, daß der eine Terlezkyj unbemerkt das Antiquariat verlassen hatte, während der andere eiligst seine Rechnung für das Buch über die Geheimdienste bezahlte und gutgelaunt die Tür ins Schloß warf.

Pustowit blättert in der alten Ausgabe herum, hört ein Keuchen und spürt einen kalten Atem in seinem Rücken. Er erschauerte und wandte

sich um. Hinter ihm stand der bekannte Autor Walerij Schewtschuk, dessen Glupschaugen hinter starken Brillengläsern die Regalreihen überprüften. Pustowit nahm er gar nicht wahr, er schien für ihn nur eine Buchmotte zu sein. Neben Schewtschuk wuchs alsbald ein Buchstapel in die Höhe, er packte die Bände zusammen und ging. An der Tür prallte er mit Kolodjuk zusammen. Einen Augenblick starrten sie sich gegenseitig an. Kolodjuk brummte einen höflichen Gruß, worauf Schewtschuk, zornig die Tür zuschlagend, den Laden verließ.

"Hast du Schewtschuk gesehen?" fragte Kolodjuk aufgeregt, "beinahe hätten wir uns die Köpfe ingerannt."

"Das wäre besser gewesen", erwiderte Pustowit, "dann wärest du zumindest in die Literaturgeschichte eingegangen."

Pustowit hielt ein vergilbtes Büchlein in der Hand.

"'Drei Ringe' von Antonytsch. Ein Lyrikband, der noch zu seinen Lebzeiten erschienen ist", flüsterte Pustowit vor sich hin, schloß die Augen und roch daran. "Wieviel?" fragte er die Verkäuferin.

"Zu teuer", sagte er dann bedauernd und gab das Buch zurück.

"Wenn ich eine Ausgabe nicht gleich mitnehme, tut es mir später sehr leid", sagte Kolodjuk, "denn ein anderer holt sich das Buch. Ich trauere ihm ein wenig nach, dann erscheint es wieder auf dem Markt, und ich kaufe es. Für mich ist es jedesmal ein großes Fest..."

Doch er kam nicht dazu, weiter zu sprechen, da das Ehepaar Charchun das Antiquariat betrat. Die beiden pflegten in sämtlichen Buchhandlungen nach teuren Ausgaben zu stöbern.

"Sie hat ihn völlig ruiniert", flüsterte Kolodjuk. "Die wählt die Bücher nur nach der Qualität der Einbände."

Frau Charchun zog mit kräftigen Fingern einen Band über Schlangen aus dem Regal und drehte ihn hin und her.

"Den nehmen wir", bestimmte sie mit lauter Stimme, schwenkte den Hintern und paradierte mit dem gekauften Band hinaus, gefolgt von Charchun, der hinter ihr her trippelte.

Neben Pustowit stöberte Kabatschenko in den Regalen herum, er sammelte Werke über Weine und angesetzte Obstschnäpse. Er hatte einmal zugegeben, daß seine diesbezügliche Sammlung bereits etliche tausend Bände betrage. Weiter drüben war Schamraj auf der Suche, der Schwiegersohn von Professor Korezkyj, der eine der größten Privatbibliotheken in Kiew besaß. Er hatte dessen Tochter geheiratet, um eines Tages die Bücher zu erben, die der Professor sein Leben lang gesammelt hatte.

Kolodjuk wollte bereits gehen, als er unerwartet zu Pustowit sagte:

"Weißt du, was ich neulich aus Lwiw mitgebracht habe?"

"Was denn?"

"Die 'Apostellesungen' von Sljoska aus dem Jahre 1639."

Pustowit erblaßte und drehte noch lange eine Taschenbuchausgabe der travestierten "Äneis" von Kotljarewskyj in den Händen.

"Zeig sie mir! Laß mich wenigstens daran riechen!"

"Wann?" fragte Kolodjuk und schob seine Brille zurecht.

"Sofort! Ich will sie wenigstens anfassen."

"Meinetwegen", sagte Kolodjuk zufrieden. "Ich muß nur noch eine Bekannte treffen. Du kannst in zwei Stunden kommen", sagte er und verließ den Buchladen.

Ihor Pustowit stöberte noch eine Weile und fragte dann die Vierzigjährige, die noch immer mit der Verkäuferin flüsterte:

"Kann ich Ihnen helfen?"

"Ach, junger Mann", seufzte sie. "Ich suche ein Rezept Cagliostros."

Pustowit verneinte bedauernd, nahm noch etliche alte Ausgaben in die Hand, vor allem die Predigten von Hretschulewytsh sowie die "Gutshofbriefe" von Kulisch aus dem Jahre 1862, bedauerte, kein Geld zu haben, und verabschiedete sich von der Verkäuferin.

Die Hitze legte sich allmählich. Er überquerte die Große Berdytschiw-Straße und ging in Richtung des Stadtboulevards. Dort kaufte er sich ein

Eis, setzte sich unter einen Lindenbaum und genoß in Ruhe die gefüllte Waffel.

"Auf wen wartest du?" sagte eine bekannte Stimme.

Er hob den Kopf und schluckte das restliche Eis herunter. Vor ihm stand Inna. Sie schob einen Kinderwagen, in dem ein kleines Mädchen saß, das ein weißes Hütchen trug.

"Auf niemanden", sagte Pustowit. "Ich vertreibe mir die Zeit."

"Wie immer", lächelte sie und schob der Kleinen das Hütchen zurecht. An ihrem Finger steckte ein breiter goldener Ehering. "Erinnerst du dich, wie unsterblich verliebt ich in dich gewesen bin? Es war Frühling, die Pflaumenbäume blühten wie verrückt, wir spazierten den Boulevard entlang. Du hattest ein Buch in der Hand und erzähltest begeistert von einem Liebesroman, während ich dir hungerissen zuhörte. Du bist so schön gewesen, deine Augen funkelten voller Leben. Du hast buchstäblich geleuchtet, aber nicht ich hatte dieses Leuchten in dir entzündet. Da wurde mir klar, daß ich dir nie gehören würde. Ich habe geheiratet, aber ich liebe meinen Mann nicht. Und du... du bist mit deinen Büchern geblieben. Sie ersetzen dir das wirkliche Leben, das dir weniger wert scheint als irgendein Roman aus dem 19. Jahrhundert."

Die Rathausuhr schlug fünf.

"Entschuldige, ich muß gehen", murmelte Pustowit.

Inna lächelte traurig und schob ihren Kinderwagen weiter.

Er erinnerte sich an seine mißglückte Ehe. Nach dem letzten Streit mit Inna, als sie ihm erklärt hatte, daß ihr unbestimmbares Verhältnis einfach ermüdend sei, hatte sie überraschend geheiratet. Vor lauter Kummer hatte er eine wunderbare Sammlung chinesischer Lyrik verkauft und seinerseits die Lehrerin Ljuda geheiratet. Doch ihre Ehe hielt nicht lange. Es war nur eine kurzlebige Freundschaft gewesen und keineswegs eine tiefe Beziehung, wie sie Mann und Frau miteinander verbinden kann.

Ihr Verhältnis kühlte vollends ab, als er in einem alten Band der "Toten Seelen" von Gogol ein großes, getrocknetes Wegerichblatt entdeckte, das

seine Frau hineingelegt hatte. Vielleicht hätte er ihr das noch verziehen, doch als sie einen Storoschenko-Band in die Schule mitgenommen hatte, mußte sich Ihor lange die Teufelshörner ansehen, mit denen die Schüler den berühmten Schriftsteller verschönert hatten. Bewußt spürte er, wie die letzten dünnen Fäden rissen, die sie beide verbanden. Ihn ärgerte, daß Ljuda die Seiten umknickte und am Buchrand von Schewtschuks "Vögel der unsichtbaren Insel" mit einem Kugelschreiber das Rezept einer "Schwarzen Pudeltorte" notiert hatte. Sie war fähig, Teigtaschen zuzubereiten, und bis das Wasser siedete, in einer kostbaren Ausgabe zu lesen, wobei sie die Seiten mit Teig verklebte. Beim Überprüfen der Bücher fand er schon mal ein getrocknetes Vergißmeinnicht oder eine flachgedrückte Fliege. Doch am allermeisten ärgerte er sich, wenn sie ein wertvolles Buch nahm, lange in der Toilette herumraschelte, laut das Wasser rauschen ließ und schließlich einen Schlager singend die Toilette verließ und dabei die "Roxolane" von Sahrebelnyj oder ein Geschichtsbuch über die Kriegszüge der Wikinger in der Hand hielt. Er dachte an diese Zeit jedesmal wie an einen schlimmen Fluch.

An dem Tag, als sie ihre Papierehe gelöst hatten, schaffte sich Pustowit die im 19. Jahrhundert von Bodjanskyj aufgezeichneten Volksmärchen an. Das Buch ließ ihn die unangenehmen Augenblicke der bürokratischen Scheidungsprozedur vergessen.

Seit jener Zeit war Pustowit keine Verbindung mit einer Frau mehr eingegangen und hatte auch kein Bedürfnis danach verspürt. Er hatte sich an sein einsames Leben gewöhnt und hatte Angst davor, es mit einem unüberlegten Schritt zu zerstören.

Bei Kolodjuk kam er ungefähr zwanzig Minuten später an als verabredet. Der Hausherr öffnete ihm in einem samteneu Hausmantel und ausgelatschten Hausschuhen.

"Komm rein", forderte er ihn auf. "Und falle nicht in Ohnmacht, ich werde dir die Kostbarkeit gleich zeigen."

Kolodjuk schlurfte ins Schlafzimmer und kehrte mit einem großen Bündel zurück, das in ein schwarzes Tuch eingewickelt war.

"Da", er reichte Pustowit das Bündel.

Dem Buch entströmte der Geruch eines Altdrucks. Kein Mensch in der Stadt besaß etwas Vergleichbares. Er blätterte in den vergilbten Seiten. Sie raschelten wie die Flügel getrockneter Schmetterlinge. Pustowit vertiefte sich in die Beredsamkeit des Apostels Paulus. Er schloß die Augen und sog den Geruch des altehrwürdigen Papiers ein.

"Na, was meinst du?" fragte Kolodjuk erregt.

"Wunderschön", sagte Pustowit, ohne die Augen zu öffnen, wobei er zärtlich den Einband streichelte.

"Laß uns auf meinen 'Apostel' anstoßen", schlug Kolodjuk vor und stand schnell auf.

Er holte aus dem Schrank eine angebrochene Flasche Krimwein und zwei hohe Kristallgläser, die er bis zum Rand füllte.

"Auf den 'Apostel'!"

Sie stießen laut an, verschütteten einige Tropfen und genossen den Wein in kleinen Schlucken.

"Überlaß mir bitte den 'Apostel' für eine einzige Nacht. Ich werde eine Kerze anzünden, ein sauberes Hemd anziehen, ihn zärtlich streicheln und mich hineinvertiefen wie in eine wunderschöne Frau."

"Kommt nicht in Frage", sagte Kolodjuk und rückte seine Brille zurecht. "Für eine Nacht! Ein echter Mann überläßt einem anderen weder eine schöne Frau noch ein Buch für eine ganze Nacht. Für kein Geld dieser Welt. Er genießt sie selbst. Hast du heute Schewtschuk gesehen? Das ist ein wahrer Bibliophile, er ist geizig wie hundert Juden zusammen. Einmal wollte ich mir bei ihm einen kleinen Domontowysch-Band aus den zwanziger Jahren ausleihen, er wurde rot, zog an seiner Pfeife und sagte zu mir:

'Junger Mann, ich bin bereits in einem Alter, da man nicht mehr mit Büchern um sich wirft. Sie könnten sich ein Buch aus meiner Sammlung ausleihen und es nicht zurückgeben, was für mich unerträglich wäre, denn Bücher sind wie Geliebte. Während man jedoch sich von mancher

Geliebten mit Erleichterung trennt, ist der Abschied von einem teuren Buch ein unersetzlicher Verlust', sagte er seufzend, 'jawohl ein unersetzlicher Verlust...'"

"Und hat er es dir nicht geliehen?"

"Nein", sagte Kolodjuk und führte das Glas an die Lippen, wobei seine Wangen rot wurden wie die eines Trinkers.

"Ich habe heute auf dem Boulevard Inna mit ihrem Kind getroffen", gestand Pustowit. "Mit uns beiden ist es damals schiefgelaufen..." sagte er und leerte das Kristallglas. "Gieß mir noch ein."

Kolodjuk kam seinem Wunsch nach.

"Wäre sie Sammlerin gewesen, hätte sie mich besser verstanden."

"Mein Freund, Frauen haben nicht die Gabe, über die wir verfügen", sagte Kolodjuk und ließ seinen Wein im Glas schwappen. "Ein Mann kann Sammler von Büchern, Waffen, Briefmarken sein, während eine Frau gewöhnlich nur Männer sammelt."

Pustowit trank etwas Wein und wurde nachdenklich.

"Ich glaube, wir sitzen schon zu lange zusammen."

"Warum hast du es eilig?" fragte Kolodjuk, der das Kinn auf die Faust stützte, "hast du etwa Frau und Kinder?"

"Ich will noch beim alten Matyschnjuk vorbeischaun. Er hat mir versprochen, etwas von mir gegen das Pseudonymwörterbuch von Olexij Dej umzutauschen."

"Zu Matyschnjuk also", sagte Kolodjuk gähnend.

"Ich habe gehört, daß der Alte ziemlich trinkt."

Sie standen beide auf. Kolodjuk drückte den in das Tuch eingewickelten 'Apostel' an sich wie eine uralte Frau und reichte Pustowit die Hand, der zur Tür ging.

In der Nähe des Turms sah Pustowit einen alten großen Pflaumenbaum, an dem gelbe Früchte hingen. Er wurde von lauten Kindern geschüttelt, die das Obst in ihre unersättlichen Mäuler steckten. Auf dem Boden

lagen zertretene Pflaumen, über die riesige schwarze Fliegen krochen. Merkwürdig, dachte Pustowit, heute Mittag hat hier noch kein Pflaumenbaum gestanden. Ich habe doch hier einen Pflaumenkern in die Erde gesteckt. Verwirrt stellte er fest, daß auf der Kotscherha-Straße einige Gebäude abgetragen waren. Wie seltsam, überlegte er weiter, um die Mittagszeit haben sie noch dagestanden...

Matyschnjuk lebte in einem Privathaus auf der Borys Ten-Straße. Er saß auf der Türschwelle, hielt eine Flasche Pflaumenschnaps in der Hand und unterhielt sich mit einem Hund.

"Rex, alter Kumpel hör dir die Geschichte an, die ich erlebt habe, als ich Pilot eines IL-4 Bombers des 93. Luftgeschwaders war. Am 18. September 1941 bombardierten sieben unserer Flieger eine deutsche Panzereinheit und deutsche Infanterie bei Putywel. Mein Flugzeug warf gerade Bomben ab, als sich die deutsche Flak meldete. Rex, was hat da für eine Teufelei begonnen! Ein Geschöß traf den hinteren Teil des Flugzeugs, ein zweites den Flügel... Ich ließ mich aus der Kabine fallen. In der Luft war sich entfernendes Motorengeräusch zu hören. Ich zog am Fallschirmseil, doch als ich unten angekommen bin, warteten schon zwei Deutsche mit Maschinengewehren auf mich. Ich versuchte aus meinem "TT" zu schießen und lief in Richtung des Waldes. Die Deutschen wollten mich lebendig fangen, denn sie schossen über meinen Kopf hinweg. Das Laufen wurde immer schwerer, ich war schweißgebadet, der Anzug behinderte mich... Da sprang plötzlich ein verwilderter, großer Hund aus dem Gebüsch, viel größer als du, Rex", sagte Matyschnjuk und führte erneut die Flasche an den Mund. "Den einen Deutschen brachte der Hund zum Fallen, dem anderen ging er ans Bein. Bis sie den Hund loswurden, gelang es mir, den Wald zu erreichen. Ich hörte Geknatter von Maschinengewehren, deutsche Schimpfworte und ein Winseln. Ich irrte lange im Wald herum, versuchte mit Hilfe des Kompasses in östlicher Richtung zu gehen. In der Frühe kam ich in Tschaplyzi an, zog mich in einem Haus am Dorfrand als Bauer um, erreichte die Frontlinie und später meine Luftstaffel. Seit jener Zeit lese ich jeden Welpen auf, füttere ihn und behalte ihn, solange der Hund lebt. Dich, Rex, habe ich

auf dem Kornbasar gefunden, wo du, voller Flöhe, an den Fleischständen nach Futter suchtest. Und obwohl du schon taub und alt bist, deine Nase weder eine Katze noch einen Dieb wittern kann, füttere ich dich, damit du es gut hast und ich dir die Geschichten aus meinem Leben erzählen kann, und du dich nicht langweilst."

Der Alte lüg, dachte Pustowitz, er hat nie gekämpft und ist niemals eine IL-4 geflogen. Er war im Krieg noch ein Kind.

Pustowitz hütelte und trat hinter einem Apfelbaum hervor, während Rex aufbellte.

"Erzählen Sie Rex jeden Abend Kriegsmemoiren?"

"He?" rief der Alte und riß ein Auge auf. "Hast du alles mitgehört? Ich weiß nicht mehr", er nahm wieder einen Schluck, "was ich gelesen habe und was ich selbst erlebt habe. Mein ganzes Leben habe ich so viel gelesen und gesehen, daß es einem schaudert. Rex, in die Bude mit dir! Los, verschwinde!" befahl er dem Hund und wischte sich den Mund mit dem Ärmel ab. "Komm rein!"

Im Haus roch es nach Schimmel und Schweiß. In den Zimmerwinkeln hingen Spinnweben, auf dem Tisch standen schmutzige Teller, in Scheiben geschnittener Speck und Brot.

"Komm nur rein", krächzte Matyschnjuk und trank wieder aus der Flasche.

"Hier ist alles, was ich während meines Lebens zusammengetragen habe. Unglaubliche Bücherstöße, und man wird sie sich eines Tages alle holen, genau wie bei Kudryzkyj und Borys Ten. Schau dir diese Wand an, vollgestopft mit Wörterbüchern. Hier ist auch das, was du tauschen wolltest: 'Das Pseudonymwörterbuch'. Wo ist es nur? Da..." und er reichte ihm das Wörterbuch Dejs.

Pustowitz nahm das Buch und betrachtete die Regale. Da standen viele Raritäten. Wörterbücher, Chroniken, Nachschlagwerke über kalte und Feuerwaffen, Erzählungen über Raubzüge und Meereskatastrophen, Folterberichte und Tätowierhandbücher, Mythologien der östlichen und westlichen Völker, eine große Sammlung von Abenteuer- und

Spukromanen, Atlanten über Meereslebewesen und tropische Pflanzen, Dirnen- und Betrügermemoiren.

"Schau hier", rief der Alte und nahm noch einen Schluck aus der Flasche, "das Wertvollste, was ich in meiner Sammlung besitze, 'Das Buch der Schicksale'. Ein schreckliches Ding. Ein kaum bekanntes mittelalterliches Buch, das 1861 in kleiner Auflage von einer Druckerei in Lwiw herausgebracht wurde. Als ich einmal knapp bei Kasse war, wollte ich es sogar verkaufen, doch im letzten Augenblick hat mich etwas davon abgehalten. Ich hätte viel Geld dafür bekommen können, doch es ist gut, daß ich es nicht verkauft habe. Willst du wissen, wie du sterben wirst? Hier ist der Tod eines jeden Menschen verzeichnet. Bist du sicher, daß du keine Angst hast?"

Ihor besah sich den speckigen schwarzen Buchdeckel und hörte sich unwillkürlich sagen: "Ja, ich will es wissen."

Der Alte lächelte hämisch, setzte abermals den Flaschenhals an und öffnete dann das Buch.

"Drück mit deinem Finger auf diese Stelle", sagte der Alte und drückte Pustowits Zeigefinger gegen eine Figur mit einem kleinen Netz.

Auf dem Netz erschien ein Zeichen, das aussah wie ein Schreibmaschinenbuchstabe. Matyschnjuk sah sich das Zeichen an und begann danach in Tabellen zu suchen, während er im Buch herumblätterte.

"Da ist es", sagte er und sah zum Fenster. "Tod durch frühes Altern."

"Können Sie das erklären?" fragte Ihor und war über den unnatürlichen Klang seiner Stimme erstaunt.

"Wenn ich das erklären könnte", brummte der Alte, "wäre ich längst der reichste Mann auf Erden."

Er klappte das Buch zu und versteckte es im Regal.

"Einen Schluck?" fragte der Alte und reichte die Flasche.

"Nein danke, ich habe heute schon getrunken. Was bin ich schuldig für das Wörterbuch?"

"Ich habe zwei davon. Betrachte es als Geschenk", sagte er und klopfte Pustowit auf die Schulter.

"Danke", nickte dieser, "ich mache mich auf den Weg."

"Bleib gesund", sagte der Alte. "Keine Angst, der Hund wird dich nicht beißen."

Es dämmerte bereits, als Ihor Pustowit auf dem Ersten Boulevard Inna traf, die eine ältere Frau untergehakt hatte.

"Guten Abend, Inna", sagte er leise, "ist das deine Mutter?"

"Ja das bin ich", seufzte die ältere Frau, "hast du mich nicht erkannt? Und das ist meine Tochter."

Pustowit wich erschrocken zurück.

"Er ist alt geworden", die ältere Frau schüttelte den Kopf, "ganz alt."

Er murmelte eine Entschuldigung, überquerte die Straße und prallte bei den "Zerfetzten Segeln" mit einem kleinen Jungen zusammen, der ein silbriges Schoßhündchen an der Leine führte.

"Bist du denn blind?" rief dessen junge Mutter. "Beinahe hättest du den alten Mann umgerannt."

Der kleine Hund bellte noch lange freudig herum, als Pustowit sich heimlich einem Schaufenster näherte und in der Dämmerung einen alten, ergrauten Mann sah, in dem er nur mit Mühe sich selbst erkannte.

Neben dem Turm lag ein zusammengebrochener Baum mit zerdrückten gelben Pflaumen.

"Diese Kinder sind unmöglich", sagte eine Frau zu ihrem Mann, als sie daran vorbeigingen. "Der Baum hätte noch stehen können, aber sie haben ihn absichtlich abgebrochen."

"Es war ein alter Pflaumenbaum", meinte der Mann, "er ist eben zusammengebrochen."

Pustowit näherte sich dem abgebrochenen Baum, fand eine fleischige Pflaume und kaute lange an der süßsauereren Frucht. Mir scheint, daß ich erst vor kurzem den Pflaumenkern in die Erde gesteckt habe, dachte er,

der Pflaumenbaum ist inzwischen morsch und ich bin alt geworden. All das ist an einem einzigen Tag geschehen. Er lutschte den Kern ab und streichelte ihn mit den Fingern.

Ich werde, wenn ich sterbe, noch nicht einmal so einen Kern zurücklassen, noch nicht einmal so einen kleinen Kern, dachte er.

Es war Abend geworden, als Pustowit sich seinem Gebäude auf der Tschudniw-Straße genähert hatte. Er setzte sich auf die Haustreppe und lehnte sich gegen die Haustür.

Am Morgen fand man ihn tot. Er saß da, gegen den Türrahmen gelehnt, zu seinen Füßen lag das Wörterbuch von Dej, seine Faust hielt etwas fest, vermutlich etwas sehr Wichtiges. Als der Arzt die Faust geöffnet hatte, fiel ein Pflaumenkern mit plastischen Windungen zu Boden, die dem verlorenen Kopf des kahlen, alten Mannes glichen.

## **Der Werwolf**

Der Wolf stand am Rande der Schlucht. Zu seinen Füßen stiegen die Rauchsäulen des Dorfes in die Luft wie Rinnsale. Die Fenster sahen aus wie kleine Flammen. Auf den Dächern lag weißer, flockiger Schnee. Der gelbe Mond spiegelte sich in den Wolfsaugen, während aus seiner offenen Schnauze mit den starken Hauern leicht der Atem dampfte. Links stand dunkel ein Wald. Der Wolf sah auf das Dorf zu seinen Füßen.

"Großmutter Munja, woher hast du das?"

Ich war vor dem Bett erstarrt und betrachtete aufmerksam das Bild, das genau über den Kissen die Wand mit den verblaßten Tapeten schmückte.

"Witja-Liebling, ich habe es geschenkt bekommen. Bei uns im Dorf hat ein behinderter junger Mann mit einem Buckel gelebt. Er hat den ganzen Tag lang gemalt. Was sollte seine Mutter nach seinem Tod mit seinen Bildern anfangen? Sie hat sie alle verschenkt. Sie meinte, wenigstens so die Erinnerung an ihren Wassyl lebendig erhalten zu können."

Die Großmutter kam näher und umfaßte meine Schultern.

"Witja-Liebling, ich in so froh, daß du gekommen bist. Ich habe so sehr auf dich gewartet..."

Ehrlich gesagt, ich wußte nichts mit mir anzufangen. Es waren Ferien, nach einem Monat hatte ich die Eltern satt und nicht die geringste Lust zu arbeiten. Das Institut, das Diplom, neblige Berufsaussichten. Wer brauchte heute irgendwelche Fachkräfte? Zu Hause war das ein ständiges Gesprächsthema. Ich war es so leid geworden, daß ich meine Reisetasche packte und zur Großmutter fuhr. Die Großmutter lebt sehr schön, mitten auf einer Landzunge, zur einen Seite zieht sich zwei Kilometer lang der Mündungssee hin, zur anderen das Schwarze Meer. Auf der einen Seite Süßwasser, Gras, Bäume, auf der anderen Seite Salzwasser, Sand, Krabben und Schildkröten. Hier Zährten und Zander, da Kaulköpfe, Flundern. Zwar fische ich nicht gerne, doch sage ich niemals nein zu

gebratenem Fisch oder Fischsuppe. Großmutter Munja freute sich über mein Kommen, ich natürlich auch. Ich hatte sie lange nicht gesehen. Außerdem hatte ich, ehrlich gesagt, außer dem Strand und den Fischen noch einige Absichten, was die Mädchen hier anging. Schließlich kam ich aus der Stadt, und das wollte hier was heißen.

Ich stand mitten im Zimmer, in dem ich die nächste Woche verbringen wollte, und betrachtete das Bild, das über dem Bett hing. Es war nicht schlecht, für einen körperbehinderten jungen Dorfburschen war es einfach großartig. Dieser Behinderte war bestimmt kein schlichter Bursche gewesen.

"Nun, mir gefällt es", sagte Großmutter Munja.

Mir gefiel es auch. Das Bild faszinierte mich irgendwie.

"Komm essen, alles ist fertig."

Ich widmete mich völlig dem Essen und schlang alles in mich hinein. Danach war ich nur noch in der Lage, auf allen Vieren in mein Zimmer zu kriechen und mich auf die weichen Kissen zu werfen. Der Wolf auf dem Bild schaute weiterhin aufmerksam auf das Dorf, das zu seinen Füßen lag. Ich zwinkerte ihm zu und sagte: "Ich lege mich nur ein wenig hin, dann gehe ich zum Strand. Bist du einverstanden?"

Ich war lange nicht mehr bei Großmutter Munja gewesen und bedauerte es nun. Der Ort war wunderbar, keiner wollte etwas von mir, keiner begann unangenehme Gespräche der Art, wie man sich die Zukunft vorstellte, wo man arbeiten würde, keiner redete über Politik und ähnliches. Keiner wollte einen belehren, wie man leben sollte. Bei Großmutter Munja konnte ich die Seele baumeln lassen..

"Witja-Liebling!" weckte mich die Großmutter sanft, indem sie meine Schulter berührte. "Wach auf, du wolltest zum Strand. Ich habe dir etwas Kompott zubereitet, oder möchtest du lieber Milch?"

So ging es hier also zu.

Ich zögerte lange, wohin ich gehen sollte, zum Mündungsarm oder zum Meer, und entschloß mich dann fürs Meer. Es war zwar etwas weiter

weg, doch die Chancen auf eine nette Begegnung waren größer. Und genau so war es auch. Kaum hatte ich einen Kilometer am Ufer zurückgelegt, als ich sie sah. Sie lag nackt im Sand wie eine alte griechische Statue und ließ sich von der Abendsonne wärmen.

Ich blieb stehen und sah mich um. Das Mädchen war schlank, jung und hübsch anzusehen, zumindest gefiel mir das, was ich sehen konnte. Sie lag auf dem Rücken und hatte ein Buch über dem Gesicht. Außer diesem Buch bedeckte sonst nichts ihre goldene Haut. Hier am Ufer war es menschenleer, die Dörfer lagen weiter im Landesinneren.

Die Erholungssuchenden nutzten das aus, wobei sie oft eine gewisse Vorsicht vermissen ließen.

Nachdem ich mich reichlich an den Reizen des Mädchens geweidet hatte, hüstelte ich.

"Guten Tag."

Sie reagierte nicht gleich, nahm zuerst das Buch vom Gesicht, erblickte mich und langte automatisch nach ihren Kleidungsstücken, die ich jedoch vorher zur Seite geschoben hatte, wonach sie sich rasch auf den Bauch drehte. Nun konnte ich das betrachten, was ich zuvor nicht gesehen hatte. Nicht schlecht, dachte ich.

Ich drehte eine Runde um sie herum, setzte mich ihr gegenüber und betrachtete ihr Gesicht. Es war hübsch. Es kommt selten vor, daß alles vollkommen ist, doch diesmal schien es der Fall zu sein.

"Ich grüße Sie", sagte ich.

Sie hob den Kopf und lachte hell auf. Ich lächelte ebenfalls.

"Wie heißen Sie? Können wir uns kennenlernen?"

"Warum nicht?" antwortete sie und lächelte zurück.

"Wiktor", sagte ich und betonte zum Spaß die letzte Silbe meines Namens.

"Chrystyna", antwortete sie. "Darf ich liegen bleiben?"

"Wie Sie wünschen", sagte ich und zuckte mit den Schultern.

"Bist mir auch einer", antwortete sie mich duzend. Ich hatte nichts dagegen.

"Woher bist du gekommen?"

"Aus Swerdlowsk."

"Und woher kannst du Ukrainisch?"

"Man muß schließlich Fremdsprachen lernen", gab sie zurück.

Witzig war sie also auch.

So schlossen wir also Bekanntschaft, meine Gesprächspartnerin hatte sich allmählich an ihre Lage gewöhnt. Sie schien nicht übel zu sein.

"Also bist du Chrystja."

"Eigentlich ja. Die Großmutter ruft mich so."

"Chrystja, komm, laß uns schwimmen gehen!"

"Einverstanden. Dreh dich um, damit ich den Badeanzug anziehe."

"Lohnt sich das noch?" fragte ich naiv. "Ich habe doch schon alles gesehen."

Sie wurde rot. "Sogar mehr, als erlaubt ist. Dreh dich um, sage ich."

Ich gehorchte.

Danach badeten wir, und ich versuchte meine neue Bekannte ein wenig zu betasten. Sie wehrte sich nicht, war jedoch sehr zurückhaltend. Chrystja verstand sich aufs Flirten. Sie hatte mich an der Angel.

"Können wir abends ausgehen?"

"Ist jetzt vielleicht morgens?"

Ich erreichte nichts.

"Wo treffen wir uns?" fragte ich zum Abschied, als ich das Mädchen zu ihrem Haus begleitet hatte.

"Am Strand. Nur daß ich aufpassen werde", sagte sie lachend.

Ich kehrte zufrieden und erschöpft zurück. Großmutter Munja wartete bereits mit dem Abendessen auf mich.

"Na, mein Liebling, hat du ein paar schöne Stunden gehabt?"

Zur Suppe gab es bei Großmutter Munja eine sehr salzige, scharfe Tomatentunke, die man je nach Belieben der Suppe zufügte. Da ich ein guter Esser bin, goß ich mir eine ordentliche Portion davon in die Suppe.

"Nun, Witja, bis du müde?"

Das war ich. Doch ich hatte alle Chancen, mich hier eine ganze Woche gut auszuruhen. Ich sprach mit Großmutter über Vater und Mutter so lange, bis die Sterne am Himmel aufleuchteten, und ging anschließend schlafen. An der Wand über dem Bett wartete der Wolf auf mich. Er beobachtete immer noch sehr aufmerksam das Dorf, stand auf dem Schnee und atmete. Der Bucklige muß sein Handwerk gut verstanden haben. Vermutlich war er irgendwo in der Lehre gewesen, denn es war unmöglich, daß sich ein Dorfbursche so gut mit Ölfarben auskannte und noch dazu so gut malen konnte. Zumindest zog das Bild meine Aufmerksamkeit auf sich, es unterschied sich irgendwie von allen anderen Bildern, die ich bislang gesehen hatte.

Was wohl meine neue Bekannte gerade machte?

"Witja-Liebling, steh auf."

Ich schlug die Augen auf. Der Morgen schaute ins Zimmer herein, Großmutter Munja stand an meinem Bett.

"Das Frühstück steht auf dem Tisch."

Ich reckte alle Glieder.

"Guten Morgen!"

"Guten Morgen, meine Sonne. Nun, wovon hast du heut nacht geträumt?"

"Vom Wolf", sagte ich und warf einen Blick zur Wand.

"Von welchem Wolf?"

"Von so einem, wie der da oben. Genau so einem."

"Macht nichts. Hauptsache, du hast von keinem Hund geträumt. Noch dazu von einem bissigen."

Ich frühstückte mit großem Appetit. Es gab Teigtaschen, die Großmutter in aller Frühe zubereitet hatte.

"Gehst du zum Strand?" fragte Großmutter Munja. "Sieh zu, daß du keinen Sonnenbrand bekommst. Stefka Krywas Sohn hat zu lange in der Sonne gelegen und ist jetzt im Krankenhaus."

Die Stimmung war wunderbar. Ich hatte zwar ein wenig verschlafen, daher war die Sonne, als ich den Strand erreichte, glühend heiß. Chrystyna war schon da. Sie hatte tatsächlich aufgepaßt, denn als sie mich erblickte, drehte sie sich auf den Bauch und deckte sich mit einem Handtuch zu.

"Grüß dich", sagte ich und setzte mich zu ihr.

"Hallo."

"Wie geht es dir?"

Sie lächelte: "Gut."

"Komm ins Wasser!"

"Warte, ich muß den Badeanzug anziehen."

Ich stand abgewandt da und wartete, bis sie die Träger hochgezogen hatte.

"Bist du ihn nicht leid?"

"Wen?"

"Den Badeanzug!"

"Keineswegs. Ich ziehe ihn diesen Monat schließlich erst zum zweiten Mal an."

Ihr brauner Körper bestätigte das.

Wir badeten ausgiebig. Ich machte ihr den Hof nach allen Regeln der Kunst, preßte mich an sie, zog an den Trägern ihres Badeanzuges, doch sie blieb standhaft. Das einzige, worauf sie einging, war, das Oberteil auszuziehen, weil man in Europa angeblich längst keines mehr trug, worauf sie einwilligte. Vor meinen Augen erschienen braungebrannte kecke Mädchenbrüste. Chrystyna errötete ein wenig.

"So ist es viel besser", sagte ich und schnalzte, als ich sie begutachtet hatte. Von ihren Bewegungen bebten die Brüste ganz leicht und reizten mich.

Doch zu mehr ließ sie sich nicht überreden. Sie blieb standhaft wie ein Fels.

"Laß uns heute nachmittag zum Mündungsarm gehen", schlug ich vor, als wir uns angezogen hatten und zum Dorf zurückkehrten. Chrystyna war einverstanden.

Den Nachmittag verbrachten wir am Mündungsarm. Wir blieben nirgends lange, zogen am Ufer entlang, mal watend, dann wieder badend, ließen uns von der heißen Sonne trocknen, liefen einander nach und verspritzten das Wasser nach allen Seiten, während uns aus dem Gestrüch schläfrige Kühe ansahen. Chrystyna reizte mich wieder mit ihrem wunderbaren Körper, ließ sich aber nicht anfassen.

"Schau dort drüben, das Ufer!" rief sie. "Dort ist die Stadt. Kannst du bis dorthin schwimmen?"

"Na klar!" prahlte ich, obwohl es vier Kilometer waren, und ich noch nie eine so weite Strecke geschwommen war.

Das machte nichts, wenn es dafür eine Belohnung gab...

"Und dort", ich zeigte mit dem Finger in die Richtung, "dort leben meine Eltern."

"Meine sind in Swerdlowsk. Meine Mutter hat dort geheiratet, ich komme hierher zur Großmutter."

"Wollen wir abends etwas unternehmen?"

"Bist du mich noch nicht leid?" fragte sie und lächelte listig.

"Komm! Ich werde dir ein paar schöne Stellen zeigen!"

Sie schien eine Weile zu zögern, dann schüttelte sie mit dem Kopf.

"Ich kann abends nicht."

"Wieso nicht?" Ich verstand nicht. "Komm doch!"

"Nein", sagte sie fest. Ich verstand, daß es ihr letztes Wort war.

So was! Ich war verärgert.

Wir trennten uns, als die Sonne ins Wasser versank. Daheim wartete Großmutter mit einem leckeren Abendessen auf mich.

"Hast du eine schöne Zeit gehabt, mein Liebling?"

"Ja, die habe ich gehabt!" Ich verschlang mein Abendessen, konnte jedoch die Unmengen nicht bewältigen.

"Nanu, hast du keinen Appetit mehr?" fragte Großmutter besorgt.

Ich kicherte zur Antwort, ich konnte nicht einmal mehr richtig lachen, der Magen war voller Bratfisch, Wurst, gefüllter Paprika, Tomaten, Gurken und jungem Wein, den ich mir zum Abendessen genehmigt hatte. Mit vollem Bauch legte ich mich aufs Bett, wo mich der Wolf mit kaltem Feuer in den Augen empfing. Er sah zum Dorf, nein, er fixierte nichts Besonderes, er sah nur hin oder beobachtete etwas. Mir schien sogar, daß er alles von oben betrachtete, nicht nur deshalb, weil er höher stand, sondern weil er viel mehr wußte als diejenigen, die hinter den erleuchteten Fenstern lebten.

Ich blinzelte dem Wolf zu, legte mich hin und nahm ein Buch. Das Buch war keineswegs spannend, doch ich war eher mit dem Verdauen des Abendessens beschäftigt, daher machte mir das nichts aus.

"Witja-Liebling!" rief die Großmutter. "Bist du schon im Bett? Geh doch in den Dorfklub, heute ist dort Tanzabend."

Tanzabend? Wie interessant! An Tanzen hatte ich lange nicht mehr gedacht. Tatsächlich, hier gab es einen Dorfklub. Zum Tanzen hätte ich Chrystyna einladen sollen, und ich... So was. Ich hätte sie zum Tanzen einladen sollen, sie wäre bestimmt mitgegangen. In mir flammte wieder die Begeisterung auf. Sollte ich nicht gleich hingehen und sie einladen? Die Mädchen weigerten sich nur selten, zum Tanzen zu gehen. Ich sprang auf und zog mir ein frisches Hemd an.

Die Grillen draußen machten einen Heidenlärm. Der Mond schien, vom Meer wehte eine frische Brise. Das Haus von Chrystynas Großmutter empfing mich in völliger Dunkelheit und Stille. Ich klopfte und rief

vergeblich. Nur der Hund schlug an. Vermutlich schlafen schon alle, dachte ich und beschloß, zum Klub zu gehen, um zu sehen, was dort überhaupt los war. Vielleicht würde sich auch etwas anderes ergeben, konnte ja sein. Ich folgte den Geräuschen. In der Steppe hört man weit, außerdem war die Anlage im Klub alles andere als mickrig. Sie war zwar nicht von bester Qualität, doch das Bumm-ta-ta konnte man am ganzen Ufer entlang hören. Irgendwie mußte ich wieder an den Wolf denken. Weshalb hatte ihn der Bucklige am Waldrand dargestellt? Einen Wald gab es hier weit und breit nicht, auch keine Schluchten... Vielleicht hatte er so etwas woanders gesehen?

Der Dorfklub war in einem alten riesigen Gebäude untergebracht. Was früher mal darin gewesen war, wußte Gott allein. Doch im Augenblick dröhnte es von dort und leuchtete in allen Farben.

Ich trat durch eine große Tür ein und paßte mich dem Rhythmus eines Dorffestes an. Ich hatte kaum die Saalmitte erreicht, als ich sie erblickte. Chrystyna tanzte eng umschlungen mit einem kräftigen Burschen, ihr Kopf ruhte an seiner Schulter. Ich hielt inne. So sah es also aus. Deshalb hatte sie abgesagt.

Der Bursche war dunkelhaarig und hatte eine uralte Frisur - vorne ganz kurz, hinten lange Strähnen. Offensichtlich war dieser Haarschnitt jetzt hier angekommen. Der Verehrer schien nicht eben freundlich zu sein. Ein richtiger Bulle. Was konnte ihr an ihm gefallen haben? Ich begann innerlich zu kochen. Also hatte sie mich dem zuliebe links liegenlassen... Angezogen war der... doch was konnte man in der Kolchose schon auftreiben? Nein, das Ganze war unerträglich.

"To-night..." brüllten die Lautsprecher und kündigten das Ende des Tanzes an.

Rundum wurden Sonnenblumenkerne geknabbert. Doch Chrystyna schien gar nicht mitbekommen zu haben, daß die Musik aufgehört hatte, sie drückte sich noch immer an ihren Bullen.

Das wurde mir zu bunt. Ich wartete das nächste Lied ab, ging auf das tanzende Paar zu und legte meine Hand auf die Schulter des Kerls.

"Erlaubst du?"

Meine Höflichkeit blieb nicht ohne Wirkung. Er wurde verlegen. Ich löste inzwischen die ebenfalls verlegene Chrystyna aus seinen Armen, legte meine Arm um ihre Taille und schwang sie in den Kreis. Das Mädchen sah abwechselnd mir in die Augen und blickte zu ihrem Verehrer hinüber.

"Wiktor?"

"Nein, Wiktor wartet immer noch am Strand, bis du morgen kommst", sagte ich und sah sie vorwurfsvoll an.

Sie ließ den Blick sinken.

Einige Zeit tanzten wir schweigend. Heimlich beobachtete ich den Saal. Chrystynas Bursche stand zunächst mitten im Kreis, kam offensichtlich langsam zur Besinnung, schnaubte und ging in eine Saalecke. Dort gesellte sich noch einer zu ihm, der auch eine Affenfrisur trug.

"Wik-tor", sagte Chrystyna.

Da klang die Musik aus. Zwei Burschen näherten sich uns. Chrystyna richtete sich auf, als wollte sie sich aus meiner Umarmung befreien, doch ich hielt ihre Taille ganz fest umschlungen. Der zweite Bursche war kleiner, er hatte rote Haare, und seine Ohren standen ab wie Löffel.

"Laß uns rausgehen!" schlug Chrystynas Verehrer leise vor, seine Halsadern waren angeschwollen.

Ich sah ihn, so weit es ging, von oben herab an. Chrystyna entwand sich aus meinen Armen. Ich warf ihr einen flammenden Blick zu und lächelte sie wütend an.

"Laß uns rausgehen!" wiederholte der Kerl.

Ich ging schweigend zum Ausgang, ließ meine Widersacher hinter mir und gewann auf diese Weise moralisches Übergewicht. Unter dem sternübersäten Himmel blieben wir stehen. Von der Tür aus beobachteten uns die Neugierigen. Er wird mich einschüchtern wollen, dachte ich. Doch ich hatte kaum zu Ende gedacht, als mir der Kerl ohne Vorwarnung mit der Faust ins Gesicht schlug. Völlig überrascht, wäre ich beinahe

umgefallen, versuchte den Hieb zurückzugeben, doch von der Seite erwischte mich der Rothaarige. Ich spürte salzigen Blutgeschmack auf den Lippen. Sie hatten mich einfach überrumpelt. Meine Faust traf das Auge des Verehrers, seine Halsadern schwellen erneut an, als der Fuß des Rothaarigen mich oberhalb der Brust traf. Ich mühte mich, auf die Beine zu kommen, schaffte es jedoch nicht, weil ich gleich darauf für längere Zeit wieder am Boden lag. Ich hatte sie nur einige Male getroffen, während sie mich nach Strich und Faden zusammenschlugen. Immer wieder versuchte ich mich aufzurichten, sah die Bullenadern am Hals des einen, die Affenohren des anderen, doch sie überwältigten mich immer wieder aufs Neue. Das hätte vielleicht noch lange gedauert, wenn nicht eine hohe Stimme gerufen hätte:

"Petryk, laß das!" Auf der Kampfarena war jemand Neues erschienen.

Ich hob den Kopf. "Petryk!" Chrystyna stand vor ihrem Verehrer und hielt seine Arme fest.

"Hm...", brummte er lächelnd, "Das reicht wohl, wie?"

"Petryk, es reicht", sagte sie und sah ihm in die Augen.

Der Rothaarige näherte sich mir, grinste widerwärtig und trat mir aus aller Kraft mit der Schuhspitze ins Gesicht.

"Jetzt reicht es wirklich", hörte ich durch das Rauschen in meinem Kopf.

Sie gingen. Alle. Ich weiß nicht, wie lange ich noch am Boden lag, ich glaube nicht sehr lange, denn als ich zu mir kam, war die Musik im Klub immer noch zugange.

Ich setzte mich und spuckte aus. Der Körper tat von den Fußritten weh, der Kopf brummte. Vor meinen Augen erschien wieder der von dicken Adern durchzogene Hals des Verehrers. "Petryk - Peterchen", so nannte sie ihn also. Meine Zähne schienen alle an ihrem Platz zu sein.. Ich kochte vor Wut. "Peterchen" also.

Meine Nase blutete, das Blut tropfte auf die Lippe. In diesem Zustand durfte Großmutter Munja mich nicht sehen. Langsam erreichte ich das

Ufer des Mündungsarms und versuchte, vor Schmerzen stöhnend, Blut und Dreck abzuwaschen. Die Haut juckte und brannte vom kalten Wasser, jeder Kratzer tat weh. "Peterchen". Soso.

Ich trocknete mich mit meinem Hemd einigermaßen ab und zog mich an. Ich mußte wieder nach Hause. Wie ein geprügelter Hund. "Peterchen" durfte sich mit ihr vergnügen. Ich biß die Zähne zusammen.

Ich weiß nicht mehr, wie ich Großmutter's Haus erreichte, ich schlich vorsichtig, um Großmutter Munja nicht zu wecken, in mein Zimmer und fiel dort unter dem Bild des Wolfes aufs Bett. Innerlich brodelte alles in mir. Dann zog ich mich aus, deckte mich zu und schloß die Augen. Vor meinen Augen erschien der von Adern durchzogene Bullenhals von "Petryk" und die widerliche Fratze des anderen mit den Affenhohren. Dann schlief ich ein.

Nachts mußte ich erneut Nasenbluten bekommen haben. In der Frühe sah ich rote Flecken auf dem Kopfkissen und spürte einen salzigen Geschmack in der Kehle. Ich warf einen Blick in den Spiegel. Mein Gesicht war blutverschmiert, sogar die Zähne waren blutig. Nur unterhalb der Nase war kein Blut zu sehen, ich muß die Oberlippe wohl am Kopfkissenbezug abgewischt haben. Gott sei Dank war Großmutter Munja frühmorgens zu ihrer Kuh gegangen, und ich konnte mich in aller Ruhe waschen, die Zähne putzen und meinen Hals spülen, um den widerlichen salzigen Blutgeschmack loszuwerden. Der Körper schmerzte und glühte. Unter den Augen hatte ich dicke blaue Ringe, über dem Unterkiefer verlief eine kräftige rote Kratzspur, bei jeder Bewegung spürte ich die Rippen.

Ich kehrte ins Zimmer zurück. Von der Wand sah mich der Wolf an. Er stand wie immer oberhalb des Dorfes am Rande der Schlucht, ein kleines Hauchwölkchen stieg aus seinem Maul. Ich hielt inne und begriff plötzlich, was an diesem Bild so ungewöhnlich war. Ja, das war es. Das Bild war aus der Perspektive des Wolfes gemalt.

"Mein Gott! Was ist mit dir geschehen?"

Großmutter Munja war von ihrer Kuh zurückgekehrt. Sie begann zu schreien, die Hände zusammenzuschlagen, zu schluchzen und zu jammern.

"Witja-Liebling, was ist passiert? Nun sag doch endlich etwas!"

Ich versuchte abzuwinken, doch sie brachte mich zum Bett, begann mich zu betasten und zu bedauern.

"Wer war das, sag mir, wer?"

"Ach!"

"Diese Schufte, diese Schweine, was haben sie nur angerichtet?"

Die Jodbehandlung konnte ich abwehren. Das hätte noch gefehlt, herumzulaufen wie im Kindergartenalter.

Großmutter Munja war noch lange Zeit empört, rief alle Heiligen als Zeugen an, schließlich kam es doch zum Frühstück. Ich aß gebratenes Huhn, trank kalte Milch dazu, die Großmutter betrachtete mich und murmelte unverständliches Zeug, wobei sie von Zeit zu Zeit die Hände zusammenschlug.

"Übrigens, Witja, weißt du, den Sohn der Hryhoraschs haben Wölfe zerfleischt."

Ich konnte zunächst nichts begreifen, doch dann spürte ich einen Stich in der Herzgegend.

"Was ist passiert?" fragte ich.

"Kennst du Petro Hryhorasch?"

Ich schüttelte schweigend den Kopf und biß mir auf die Lippe.

"Gestern abend, als er vom Tanzen heimkehrte, wurde er von Wölfen überfallen. Keiner weiß, woher die gekommen sind, hier gibt es keine Wölfe. Heute früh haben sie ihn mit durchbissener Kehle gefunden. Er sieht entsetzlich aus."

Ich spürte plötzlich wieder diesen salzigen Geschmack auf den Lippen. Meine Zähne bearbeiteten das Hühnerfleisch. Die Großmutter sagte etwas, doch ich hörte es nicht.

"War er allein?" fragte ich.

"Wie bitte?"

"Ob er allein gewesen ist."

"Ja. Er hatte gerade Petrentschychas Chrystyna bis vor die Tür gebracht, sie macht hier Urlaub, und er ist nicht mehr zu Hause angekommen. Gleich wird der Notarzt kommen, doch der wird nichts ausrichten... Sein Körper war bereits kalt."

Ich sprang auf.

"Wo?"

"Was, wo?!"

"Wo liegt dieser..."

Großmutter Munja war auch aufgestanden...

"Ganz nah, hinter der Haltestelle..."

Meine Milch blieb im Becher.

Als ich den Hof verließ, sah ich im Straßenstaub deutliche große Spuren. Sie sahen aus wie die eines großen Hundes. Ich beeilte mich.

Er wurde gerade auf einer Bahre zum Notarztwagen getragen. Er war es wirklich - die gleiche Frisur, vorne kurz, hinten lange Strähnen, das gleiche Gesicht. Nur anstelle des Halses klaffte eine rote große Wunde, voller vertrocknetem Blut. Sein Anzug von gestern abend war blutverschmiert. Sie mußten seine Halsarterie zerfetzt haben.

Der Arzt und der Fahrer schoben die Trage vorsichtig in den Wagen. Ich kam näher und sah dem Toten ins Gesicht. Ein salziger Geschmack stieg mir die Kehle hoch. In den Zügen des Toten war Entsetzen zu sehen. Ich hob den Kopf. Am Zaun stand Chrystyna, sie war ganz blaß. Neben ihr stand der Rothaarige mit den Affenohren. Auch seine Gesichtsfarbe war käsig. Die Eltern weinten.

Ich trat zur Seite und spuckte aus, um den widerlichen Geschmack im Mund loszuwerden. Rundum standen neugierige Menschen.

"Wi ist das möglich Das gab's hier noch nie, daß ein Wolf..."

"Doch, das hat es gegeben. Nur nicht bei uns sondern in Prohnoji."

"Wo liegt Prohnoji, und wo sind wir!"

"Welch ein Unglück!"

Ich wollte Chrystyna nicht ansehen. Der Notarzwagen ließ den Motor an und fuhr ab, mit den Eltern und dem Toten. Die Leute unterhielten sich noch eine Weile und verließen sich allmählich.

Ich ging ebenfalls, drehte mich nicht mehr um, ging gedankenlos fort und stierte zu Boden.

"Ist er abgeholt worden?"

"Ja", sagte ich.

"Was so alles passiert, nicht wahr?"

Die letzte Frage war rein rhetorisch.

Ich ging in mein Zimmer und blieb am Bett stehen. Auf dem Bild stand der Wolf und betrachtete das Dorf, das zu seinen Füßen lag. Schweigend streifte mein Blick das Bett, dann wieder den Wolf.

"Weißt du, Witja-Liebling", sagte Großmutter Munja, die ganz leise eingetreten war und hinter mir stand. "Es wird erzählt, daß dieser bucklige Künstler ein Werwolf gewesen ist. Es heißt, daß er sich nachts in einen Wolf verwandelte..." Sie schwieg eine Weile und seufzte. "Man will es nicht glauben, und dann geschieht so etwas..."

Da dachte ich plötzlich, daß das Blut auf meinem Kopfkissen... Ich spürte wieder den salzigen Geschmack in der Kehle, ich sah die widerliche Fratze des Rothaarigen vor mir...

"Nein, es ist mein Blut", sagte ich unerwartet.

"Was sagst du?" Großmutter Munja verstand nicht.

Ich antwortete nicht.

Es war mein Blut. Es war mein Blut. Ich nahm rasch meine Sachen und begann meine Tasche zu packen.

## **Der Steinzeitmensch**

Der Herbstwind rollte die leeren Kölnisch Wasserfläschchen vor sich her. Das Geräusch riß Saschko aus seinen Gedanken, er sah, daß es bereits Abend war und er mitten in der Tarassiwka-Straße stand. Er wunderte sich darüber, denn er hatte das Gefühl, eben erst das Gebäude der Akademie der Wissenschaften verlassen zu haben. Als junger, unbedeutender Wissenschaftler war er aufgefordert worden, dort in einer vertraulichen Angelegenheit zu erscheinen.

Nach einer langen Reihe von Fragen, die aus einem Fragebogen zu stammen schienen, wurde ihm eine Reise in die Vergangenheit vorgeschlagen. Zu Saschkos Erstaunen hatte die Kommission sogar seinen Schreck mit einkalkuliert: sie redeten lange auf ihn ein, sein Einverständnis zum Experiment zu geben. Sie appellierten an seine wissenschaftlichen und sonstigen Pflichten und betonten dabei, daß sich innerhalb des "archäologischen Teams" sein psychischer und physischer Zustand als äußerst stabil erwiesen habe (vor allem auch weil er nicht trinke). Der Schwerpunkt seiner Forschungen deckte sich mit der Bandbreite der Zeitmaschine der Altsteinzeit, zudem habe er keinerlei Vorurteile, was derlei technische Möglichkeiten anbetreffe, um so mehr, als er nebenbei phantastische Erzählungen verfasse.

Sein Herz klopfte. Mit einem Kopfnicken gab er sein Einverständnis. Danach war er in der Lage, seine Zustimmung auch in Worten auszudrücken. Er verschwieg dabei allerdings, daß er sogar sein Leben dafür geben würde, einen Blick in die Zeitmaschine werfen zu dürfen und das zu sehen, was er nur in Form von Scherben zutage förderte, wobei er sich bemühte, aus dem eintönigen und seltenen archäologischen Material irgendwelche Schlußfolgerungen zu ziehen.

"Diese Maschine funktioniert nicht, indem sie das Objekt einer Epoche in eine andere transponiert", erklärte der Referent, "sondern indem sie Objekte und Epochen zusammenfügt. Verstehen Sie?"

Saschko nickte, allerdings nicht sehr überzeugend.

"Kurzum: das Wesen der Zeit und ihr Ablauf beruhen darin, daß ihr Punkt in einem Raum zwischen ihnen existiert und gleichzeitig nicht mehr dort existent ist. Unsere ganze Aufgabe besteht darin, diesen Punkt maximal zu erweitern", erklärte der Referent und sah Saschko in die Augen, doch außer dessen Zustimmung fand er dort keinerlei Einsicht.

"Denn sehen Sie, das Arbeitsprinzip dieser Maschine beruht darin, an einem Punkt der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft gleichzeitig existent zu sein. Auf diese Weise könnte so ein Punkt die ganze Ewigkeit modellieren. Die Ewigkeit ist, für sich selbst genommen, wenn wir sie verstandesmäßig erfassen wollen, inkonsequent. Wir nehmen an, daß sie groß und somit ewig ist. Dies ist eine Eigenschaft, die dem Menschen eigen ist: sich der Reihe nach, folgerichtig alles bewußt zu machen, indem man von einem Punkt zum anderen übergeht. Der Mensch ist unfähig, die ganze Ewigkeit in einem einzigen Punkt des Seins zu konzentrieren. Nur die Zeitmaschine ist dazu in der Lage. Diese Maschine hier."

Das erste, was ihn erstaunte, als er die Maschine verließ, war, daß sich die Landschaft überhaupt nicht verändert hatte. Sie sah so aus wie die, wo er 9000 Jahre später archäologische Ausgrabungen vornehmen würde.

Da waren zwar einige kleine Veränderungen: die Spitze des Schwarzen Berges war ein wenig schärfer. Der Fluß führte mehr Wasser, der Wald war höher. Doch das waren nur Kleinigkeiten, der Sonnenuntergang zum Beispiel war identisch. Auch die Stellen, die er gerne aufsuchte, wenn er das Archäologenlager verließ, waren unverändert. Er fühlte sich inmitten dieser feierlich erstarrten Natur also keineswegs vereinsamt: da waren bläuliche Hügel, ein rasch dahinfließender grüner Fluß, ein weiter, klarer Himmel.

Obwohl er spürte, daß die Ureinwohner, an deren Siedlung er auf einem der Hügel Ausgrabungen gemacht hatte, sein Erscheinen bemerk

hatten, war alles ruhig geblieben. Weshalb nur? Saschko suchte nach Worten: Hier war es heimelig.

Er hatte früher einmal so ein Gefühl gehabt, als er im Museum für Volksarchitektur ein Lehmhaus betreten hatte. Er hatte dagestanden, ohne sich zu rühren. Er wollte den Ort nicht verlassen, bis ihm klar geworden war: Er hatte den Wunsch verspürt, dort zu bleiben.

Später, als er diesen seltsamen Augenblick analysiert hatte, hatte er verstanden, daß es die Lehmwände, das Strohdach, die Holzbalken waren, sie wirkten nicht bedrückend.

Er hatte das Gefühl gehabt, als hätte er lange Zeit keine Ruhe gekannt und sie nun unerwartet gefunden.

Nachdem sich Saschko am Sonnenuntergang erfreut hatte, beschloß er, zu Abend zu essen. Er schöpfte mit seinem Kessel Wasser aus dem Fluß und stellte ihn auf einen Stein. Er holte Graupen und Streichhölzer aus dem Rucksack und begann am Ufer nach Trockenholz zu suchen, als er hinter sich Schritte hörte. Sie klangen nicht vorsichtig, sondern ruhig und entschlossen, als würde ein Nachbar den anderen aufsuchen.

Ein älterer Mann kam auf ihn zu. Seine Kleidung erschien ihm keineswegs fremd, der Überwurf aus dünnem Leder, den ein Gürtel zusammenhielt, sah besser aus als eine neuzeitliche Jacke. Er trat näher und sah Saschko genauso arglos an, wie dieser soeben den Sonnenuntergang betrachtet hatte.

Der Mann hüstelte und begann zu sprechen, seine Worte schienen alle verständlich. Saschko war jedoch nicht in der Lage, seine Sprache zu treffen, um die bestehende Grenze zu überschreiten. Das dauerte so lange, bis der Unbekannte seine Schulter berührte. Die Worte waren an sich einfach, doch ihre Betonung war ungewöhnlich: Saschko hatte den Eindruck, daß der Mann sie auf vielerlei Arten variieren konnte.

Auch Saschko hatte begonnen zu sprechen, wobei er sich bemühte, die Worte melodisch auszusprechen. Er wußte, daß der Augenblick kommen würde, da sie sich verständigen konnten. Er wollte, daß ihn der Unbekannte ohne Berührung verstand.

Saschko fiel ein, wie er einmal das Radio eingeschaltet hatte und dabei auf einen portugiesischen Sender gestoßen war: Einige Sätze hatte er sogleich verstanden, bis ihm bewußt wurde, daß es sich um eine fremde Sprache handelte. Erst da wurde alles aussichtslos.

Diesmal war er sich sicher, daß es nicht aussichtslos sein würde, zumal bereits ein Anfang getan war. Er mußte murmeln und nicht reden. Hätte Saschko nicht bewußt vermieden, zusammengesetzte Worte zu gebrauchen, hätte er an einen hypnotischen Kontakt oder an Telepathie gedacht. Sie setzen ein, wenn das Verständnis von allein da ist, und die Worte nur die Basis solch einer Verständigung darstellen, ähnlich wie eine Handberührung.

Zunächst sprachen sie über das Wetter, den Herbst, der in diesem Jahr mild war, über die Fische, die dieses Jahr gehorchten.

Dann sprachen sie über die Tiere, von denen es dieses Jahr nicht sehr viele gab: Sie waren zu fremden Stämmen abgewandert, dorthin, woher der Fluß kam. Dann machte Saschko einen Fehler: Er versuchte, sich die Forschungsarbeiten über die Urkulturen ins Gedächtnis zu rufen und das Thema der Totemzeichen anzuschneiden. Das unterbrach die Verständigung. Also mußte er von vorne anfangen: bei dem Stamm, der weiter oben im Gebirge gelebt hatte. Dort hatte es erst einen Stamm gegeben, mit der Zeit waren daraus drei Stämme entstanden. Sie wanderten ins Tal hinab und siedelten am Ufer des Flusses.

Da machte er wieder einen Fehler. Er dachte an das Tonband, das diese Unterhaltung aufzeichnete, die kein Mensch verstehen würde. Doch es gelang ihm, den Gesprächsfaden wieder aufzugreifen. Er erzählte, die Fische hätten verlernt zu gehorchen, außerdem würde in der Gegend, aus der er gekommen sei, keineswegs nach dem Gehorsam der Tiere gefragt, sie würden gefangen, vermehrt und verzehrt. Damit sie nicht zu fremden Stämmen abwanderten, würden sie eingezäunt, Gras würde gesammelt und ihnen als Nahrung gebracht. Darauf lachte der Mann laut, weil ihn der Gedanke belustigte, daß man geschnittenes Gras irgendwohin tragen konnte.

Zuweilen hatte Saschko den Eindruck, daß er auch über ihn lachte, da er immer wieder kurze Blicke auf seine Kleidung warf, die viel schlechter war als seine natürlichen, weich gegerbten Ledersachen. Das hieß: Saschko, als Vertreter der Zivilisation, hatte keinerlei Vorteil. Im Gegenteil. Doch der Ureinwohner besaß Taktgefühl, er vermied es, ihn dies spüren zu lassen, und kehrte immer wieder geduldig zu der Verständigungsart zurück, die er gekonnt beherrschte.

Saschko verstand nun, weshalb die Tiere solch einem Mann folgten. Auch die Kriechtiere und Vögel. Der Fluß, vermutlich, nicht. Doch wer weiß, vielleicht offenbarte der Mann aus reinem Taktgefühl nicht all seine Talente.

"Woher habt ihr diese Fähigkeiten?"

"Wieso woher, sie sind einfach da."

Hier müßte er fragen, woher diese Sicherheit kam, daß sie einfach da seien. Saschko erinnerte sich an den Referenten und dessen unqualifizierte Behauptung von einem stetigen Sicherheitsgefühl.

"Daß Sie alles können, kann nicht immer einfach dagewesen sein."

"Und warum nicht?"

"Wenn der Mensch klein und schwach ist und noch gar nichts kann, rein gar nichts, und erst langsam beginnt, sich auszukennen, woher kommt diese Fähigkeit?"

"Von der Freude."

"So. Und woher kommt die Freude bei euch?"

"Wir kommen zusammen, und so beginnt es. Je mehr von uns zusammenkommen, um so größer wird die Freude. Und die Kinder sind immer neben uns. So übernehmen sie ihr Wissen."

Doch Saschko interessierte nicht das pädagogische Problem. Er war davon beeindruckt, daß der Ureinwohner von der Freude als einem sehr konkreten Gegenstand sprach. Denn für Saschko persönlich war sie zu etwas völlig Abstraktem geworden, mehr noch, zu etwas, was nur theoretisch möglich war.

"Der Mensch lernt, indem er die Freude vermehrt."

"Und was kann er dabei lernen?"

"Sich zu freuen."

Wie sehr sich Saschko auch bemühte, den Grund dieser Freude zu erfahren, er erhielt keine Erklärung. Es wurde ihm nur klar, daß man die Freude wecken und verstärken konnte, indem man sich zu diesem Zweck versammelte. Zu einem Fest beispielsweise. Daß sich dann jeder in einem Zustand der Freude befand oder zu sein versuchte, und wenn er ihn verlor, kamen alle zusammen und bemühten sich, ihn wiederherzustellen. Daß dieses Fest, diese Freude, den Menschen entfaltet, ihn erzogen und führten.

"Und wenn ein Mensch keine Möglichkeit hat, mit anderen zusammenzukommen, wo holt er sich dann die Freude?"

"Wieso, wo?" fragte der Mann erstaunt. "Du siehst doch, wieviel es davon rundum gibt."

Er zeigte auf den westlichen Himmel.

Danach auf den Waldrand, der noch die Wärme des Tages ausstrahlte.

Auf die ersten Sterne, die sich am dunklen Himmelsrand zeigten.

Und wieder schien es Saschko, daß der Mann ein Lächeln unterdrückte.

"Sieh das Wasser", sagte er. "Sieh dir nur das Wasser an."

Saschko blickte zum Wasser und verstummte. Schließlich verstand er, ein Archäologe, daß der Mensch sich nur dort niederließ, wo es am schönsten war. Was ihm früher als reiner Zufall erschienen war, wandelte sich nun zu einem Grundsatz.

Einst hatte er eine Gruppe Deutscher ausgelacht, die angereist waren, eine Stadt zu suchen, von der in ihren Liedern die Rede war. Ausgerüstet mit der besten Technik, von der unsere Wissenschaftler nicht einmal träumen konnten, packte sie während ihrer drei Aufenthalte die Verzweiflung, weil sie die gesuchte Siedlung nicht finden konnten. Bis zwei Einheimische einen hohen Baum bestiegen, der die anderen

überragte, die Gegend betrachteten und überlegten: wo konnten sich hier Menschen niederlassen? Sie fanden einen schönen Streifen, machten sich dorthin auf und entdeckten die Kulturstätte.

Damals war dies Saschko seltsam vorgekommen. Weil er es gewohnt war, daß sich der Mensch die ungeeignetsten Plätze aussuchte, um sich dort niederzulassen. Schließlich baute der heutige Mensch an den schönsten Orten seine Industrieanlagen. Die das taten, ließen sich sicherlich von den Kategorien der Schönheit leiten.

Plötzlich erkannte Saschko eine düstere Logik: Die schönsten Plätze, die er seit seiner Kindheit gekannt hatte, waren zerstört und zubetoniert worden. Eine bemerkenswerte Übereinstimmung...

"Das ist keine Übereinstimmung", hörte Saschko den Mann sagen.

Er warf seinem Gesprächspartner einen Blick zu, doch dieser betrachtete den Fluß und hatte keine Lust zum Reden.

Er füllt sich mit Freude, überlegte Saschko.

Nun verstand er, warum er seinerzeit das Lehmhaus nicht verlassen wollte. Dort hatte es kein Metall, keine Backsteine, keinen Beton gegeben.

Ohne Drähte über dem Kopf leben. Diese atavistischen Gedanken waren angenehm, sie hatten etwas Fröhliches an sich, nein, eigentlich waren sie lächerlich. Weil niemand jemals diese Drähte abnehmen würde, es würden nur immer mehr werden.

"Und warum eigentlich?" erklang von weitem die Frage.

Eben deshalb, antwortete Saschko in Gedanken. Ihm fiel nichts Besseres ein. Wie sollte er einem Menschen, der außerhalb der Zeitveränderungen und Zeitvorstellungen lebte, erklären, was Fortschritt war...

"Der Mensch verlangt nach Veränderungen", sagte der Mann. "In uns selbst sind sie kaum wahrnehmbar. Doch draußen sind sie sehr sichtbar. Deshalb verändert der Mensch alles um sich herum."

"Und hat daher den Eindruck, daß er sich selbst verändert?"

"Er hat nicht nur den Eindruck. Der Mensch verändert sich tatsächlich. Er will nicht mit einem Mal anders sein. Er will etwas Besonderes darstellen."

"Auch der Referent hat etwas Ähnliches behauptet", erinnerte sich Saschko. Er kehrte dem Fluß den Rücken zu.

An diesem Fluß, der späteren Theiß, würde es einen Steinbruch geben. Dieser Steinbruch würde mit der Zeit den Berg verschlingen, zu grobem Schotter zerbrochen werden, der im ganzen Land zwischen den Schwellen aller Eisenbahngleise liegen würde. Als hätte es auf der ganzen Welt keinen anderen Berg mit Feldspat gegeben. Vielleicht doch. Aber er ist nicht so schön gewesen. Danach schoß Saschko etwas in den Sinn, was er zu nicht weiterdenken wollte: daß alle Freude, die diese Menschen, die man Ureinwohner nennen wird, errungen haben, sich im Laufe von Generationen, ähnlich wie der Berg, zunehmend verringern würde, damit sie für lange Jahrtausende reichte.

Saschko wurde plötzlich traurig. Er hätte der fernen Welt nachtrauern sollen, die er verlassen hatte, doch er trauerte der Zeit nach, die langsam verschwand, wie das Licht am Horizont, dessen Rot in nächtliches Blau übergang. Doch es war nicht zu ändern. Der Mensch mußte seine Umgebung beherrschen, es gab keinen anderen Weg für ihn. Das war der "Fortschritt".

"Warum ist das so?" fragte der Mann, der sich vom Fluß losgerissen hatte.

"Was für eine Frage! Nehmen wir beispielsweise das Feuer. Ihr gebraucht es doch?"

"Nein."

"Beherrscht ihr es nicht?"

"Was heißt hier beherrschen? Wie haben die Sonne. Weshalb sollen wir auf glühende Kohlen blasen, wenn wir doch die Sonne haben?" fragte der Ureinwohner seufzend.

"Und Nachts? Im Winter? Schließlich muß man warm werden."

"Warm werden... Ich brauche kein Feuer, damit es warm wird", sagte der Mann, und lächelte, wie Saschko glaubte, ein wenig hochmütig.

"Wie soll man ohne Feuer eine Speise zubereiten", fragte Saschko und wies auf den Topf, der auf zwei Steinen stand.

"Kochen", fauchte der Mann, und plötzlich verschwand das Lächeln aus seinem Gesicht. Er starrte den kleinen Kessel mit solchem Haß an, daß das Wasser darin zu sieden begann.

## **Das Leuchten**

"Ja, uns gefällt das Haus."

"Es gefällt Ihnen? Da bin ich aber froh. Schauen Sie sich nur die Landschaft an! Dieser Weg führt ins Krumme Tal, gleich dahinter beginnt der Wald. Dort gibt es Unmengen von Beeren und Pilzen. Mit meinem verstorbenen Mann sind wir dort oft... aber jetzt, da ich allein bin, finde ich es traurig hier. Das Haus ist mir zu groß. Und mein Sohn rät mir zu verkaufen und zu ihm zu ziehen. Er hat sich erkundigt, was es wert ist. Ich denke, das Haus ist preiswert, nicht wahr? In der Stadt wäre es doppelt so teuer. Sie werden es hier angenehm finden. Die Leute hier sind sehr nett. Die Stadt ist nicht weit. Bald wird das hier zum Stadtgebiet gehören, ein Trolleybus soll hier verkehren. Aber ich sehe, Sie haben einen Wagen... Rundum gibt es noch Landhöfe... Es ist still und ruhig..."

"Und diese Gewehre hier... Ist Ihr Mann zur Jagd gegangen?"

"Ach ja, manchmal... manchmal hat er Enten gejagt..."

"Gibt es denn kein Wild im Wald?"

"Im Wald? Natürlich... doch, doch."

"Wenigstens Hasen!"

"Hasen? Wie kommen Sie darauf? Keine Spur! Wer hat Ihnen von Hasen erzählt? Hier gibt es keine Hasen. Nichts als Gerede. Sie können ruhig sein. Hasen? Woher?"

"Weshalb sind Sie so aufgeregt? Es war nur eine Frage."

"Ich bin nicht aufgeregt. Das kommt Ihnen nur so vor. Jedenfalls gibt es hier keine Hasen. Mein Mann fuhr immer zur Entenjagd... Ach, vielleicht trinken Sie eine Tasse Tee?"

"Nein danke. Es ist spät."

"Und? Wie haben Sie sich entschieden?"

"Wir kaufen das Haus."

Die Hofbesitzer standen auf den Hügeln wie schwarze Bäume und sahen zu, wie wir in das Haus einzogen. Über ihnen flogen graue, dicke Wolken hinweg, die kreisenden Krähscharen darunter sahen aus wie schwarze Rosen. Das finstere Aussehen der künftigen Nachbarn kündigte nichts Gutes an, sie sahen uns schweigend und unbeweglich zu. Schließlich stieg einer den Hügel herab und bot uns seine Hilfe an. Es war ein alter, aber ziemlich sehniger Mann. Er nannte sich Kostjo.

Spät abends, als wir aufgehört hatten, unser Hab und Gut zu schleppen, und meine Frau und der Kleine sich hingelegt hatten, blieb Kostjo, um einen Tee mit mir zu trinken.

"Sie haben also in der Stadt gelebt?" fragte er mich, nachdem er sich in einer Ecke zwischen zwei schweren Büfetts hingesetzt hatte. Ohne meine Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: "Das hier ist eigentlich noch kein Dorf. Nur daß es keine Straße gibt. Oder soll das eine Straße sein? Der reinste Morast. Bei schlechtem Wetter ist er ohne Stiefel nicht zu bewältigen. Sonst ist es nicht übel. Die reinste Natur, der Kuckuck soll sie holen."

"Weshalb fluchen Sie?"

"Wissen Sie etwa nicht bescheid?" fragte er und kniff die Augen zusammen.

"Was soll ich wissen?"

"Das vom Krummen Tal. Möge es auf ewig krumm bleiben. Eine wahre Strafe Gottes... Gegen die gibt es weder Rat noch Gesetz."

"Wen meinen Sie?"

"Die Hasen."

"Die Walichnowska hat gesagt, hier gäbe es keine Hasen."

"Das schlaue Weib. Sie wollte das Haus verkaufen. Wissen Sie nicht, was sich hier tut?"

"Ja was ist denn schlimm daran, daß es hier Hasen gibt?"

"Spucken Sie... Nein, wirklich, spucken Sie... Das sind keine Scherze. Hier gibt es Unmengen von Hasen, so viele wie Spatzen. Sie tollten durch

die Gemüse- und Obstgärten und fressen alles ab, was man nur pflanzt. Die sind flink wie ich weiß nicht was... Hier jagt sie auch keiner... Sie werden es kaum glauben... jeder, der je auf sie geschossen hat, an dem ist was hängengeblieben... Wenn sie ihn nicht gleich getroffen hat, dann hat sie ihn nach einer gewissen Zeit erwischt... die Hasenrache. Ich weiß noch, während des Krieges lebte ein Deutscher in meinem Haus. Ein Offizier... und ein feiner Herr. Wenn er hinausging, dann nur in blank geputzten Stiefeln. 'Danke schön...bitte geben Sie noch...' Einmal traf mich seine Spitzrute, da hatte ich aber Streifen auf dem Rücken! Er wollte zur Hasenjagd. Dabei waren schon einige Deutsche bei der Hasenjagd umgekommen. Man sagte ihm, daß mit diesen Hasen etwas nicht stimme. Er meinte dazu nur: 'Galizienhasen?' Dann ging er los. Und was meinen Sie? Er blieb an einem Ast hängen, während sich sein Karabiner entlud."

"Was hatten die Hasen damit zu tun?"

"Eigentlich gar nichts, aber... Gehen Sie zu Kalenyk, der weiß mehr darüber. Ich habe hier kurz vor dem Krieg gebaut, er aber ist auf einem Landhof groß geworden. Er erinnert sich noch daran, wie hier große Herrschaften zur Jagd gingen. Sie jagten hier Wildschweine, doch hin und wieder schossen sie auch einen Hasen. Ob Sie es glauben oder nicht, der eine erschoss sich selbst, der andere einen Bekannten, ein Dritter stürzte in einen Graben. So ist es... Sie sind sehr listig. Überfallen in den Nächten die Gärten. Selbst die Hunde haben Angst vor ihnen."

"Hören Sie auf!"

"So ist es aber... Eines Nachts hörte ich meinen Hund heulen. Ich zog mir eine Jacke über und ging hinaus... Die Hasen fraßen den Kohl, daß es nur so ratschte. Der Hund hatte sich im Hof unter irgendwelche Bretter verkrochen und heulte. Ich rief ihm zu: 'Browko, los!' Er rührte sich nicht von der Stelle. Zitterte bloß und heulte."

"Und Sie selbst, konnten Sie die Hasen nicht vertreiben?"

"Ich bin doch nicht blöd! Der alte Mazij ist mit der Heugabel gegen sie losgegangen. Und was meinen Sie ? Ein Hase ist ihm zwischen die Beine gesprungen, er ist gestolpert und hat sich ein Bein gebrochen."

"Weiß der Kuckuck, was das alles sein soll!"

"Das stimmt. Der Teufel allein weiß, was das alles zu bedeuten hat. Sie haben sogar einen Windhund zur Strecke gebracht."

"Sie übertreiben..."

"Bei meiner Seele, das stimmt! Sie können hier jeden fragen. Wichtjuk hatte einen Windhund. Einen guten Windhund. Eines Tages war er verschwunden. Wichtjuk machte sich auf die Suche. Er fand ihn zerfetzt in der Nähe des Tales. Es mußte ein heftiger Kampf gewesen sein, denn alles rundum war so zertreten, als hätten sich dort Bauern geprügelt. Und Unmengen Fellhaare. Hunde- und Hasenhaare. Und Sie zweifeln noch..."

Ich überlegte, daß es nicht nötig war, in der Ferne nach Folklore zu suchen, die wuchs wie Melde in der Nähe des Hauses.

"Das ist noch nicht alles", setzte Kostjo unermüdlich fort, "wenn das alles wäre! Doch diese Hasen beeinflussen uns irgendwie. Zuweilen schleicht sich so etwas Merkwürdiges in die Seele... ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll... als wäre man selbst ein Hase... Verstehen Sie?"

"Nein." Ich schüttelte ich verneinend den Kopf.

"Sie gehen zum Beispiel übers Feld, hören eine Krähe über sich schreien und ziehen den Kopf ein. Oder ein Hund bellt, und man hat das Gefühl, als hätte ein Reibeisen einem den Rücken berührt. Dann schaut man unerwartet in einen Spiegel und glaubt einen Hasen zu sehen. Ich rasiere mich so nebenbei, um seltener in den Spiegel zu gucken. Oder man sieht seine Frau an und merkt plötzlich, daß sie eine Hasenscharte hat... Mein ganzes Leben vorher hatte ich es nicht bemerkt. Und plötzlich fällt es mir auf... Es ist seltsam... Manchmal lacht man, und das Lachen klingt plötzlich wie ein Hasenfiepen. Oje! Habe ich jemals in meinem Leben rohe Karotten oder rohes Kraut gegessen? Keine Spur. Doch seit einiger Zeit stopfe ich sie in mich hinein... Eines Tages ging ich zum Nachbarn. Da sah ich, wie er seine Hand hinter den Rücken steckte. Er knabberte dabei ganz laut. Dann ließ er etwas fallen, die Hand kam zum Vorschein, und etwas rollte unter die Bank. Ich sah hin - es war ein Krautkolben. Da dachte ich, daß nicht nur ich allein verblödet bin."

"Also hat uns die Walichnowska betrogen?"

"Eigentlich ja... Aus reiner Not natürlich. Ihr Mann hat einen Herzschlag bekommen, als er mit dem Gewehr auf die Hasen losgegangen ist... Doch weshalb erzähle ich Ihnen so häßliche Dinge? Ich habe beispielsweise einen dichten Stacheldrahtzaun gezogen, eine Schutzwand um die jungen Bäume errichtet und habe meine Ruhe. Man kann hier leben.... Wieso auch nicht? Nur manchmal möchte man sich in ein Loch verkriechen, sich flach auf die Erde legen und so tun, als wäre man gar nicht da."

2

Ein Jahr später

"Wo willst du hin?"

"Ich will ein wenig schießen."

"Geh bitte nicht!" Ich hörte in ihrer Stimme eine mir unverständliche Unruhe, sie sah mich flehentlich an. Ich wollte diesen durchdringenden Blick abschütteln und vermochte es nicht. "Hörst du, was ich sage?" drang wie aus einer Tiefe ihre Stimme zu mir. "Ich will nicht, daß du gehst. Spiel lieber mit Andrijko."

Andrijko machte sich auf dem Fußboden zu schaffen. Er bemühte sich, einen kaputten mechanischen Hasen mit einer Trommel zu reparieren.

"Ich komme bald zurück... Ich werden ihm ein Häschen mitbringen."

"Ich will ein Häschen", schrie der Kleine. "Dieses ist kaputt. Bring mir ein anderes."

Ich verließ das Haus und sah die zusammengekniffenen Lippen meiner Frau vor mir, die wie Blätter im Wind zitterten.

Unser Haus steht über einer breiten Schlucht, die von beiden Seiten mit Heckenrosen und Dornsträuchern bewachsen ist und in das Krumme Tal übergeht. Meine Füße rutschten über den aufgeweichten, glitschigen Boden.

Hinter dem Tor drehte ich mich um und sah im Fenster das Gesicht meiner Frau. Sie hatte die Gardine beiseitegezogen und sah mir nach. Ich schwieg und hörte immer noch ihre Stimme: "Geh nicht!"

Die düstere Mittagszeit nahm mich in ihre graue Kühle auf, aus dem Tal wehte mich eine feuchte, wachsamer Stille an.

Ich nahm das Gewehr von der Schulter und verlangsamte meinen Schritt, um die Hasen nicht zu schnell aufzuscheuchen.

### 3

Als Archyp Kalenyk erfuhr, daß ich ein Gewehr gekauft hatte, um auf Hasenjagd zu gehen, schüttelte er bekümmert den Kopf.

"Wozu brauchen Sie diesen Ärger? So weit ich mich erinnern kann, hat hier noch nie jemand nicht einmal den schäbigsten Hasen erlegt."

"Ich kann es nicht glauben, bis ich es nicht selbst erfahre."

"Das ist doch sinnlos. Es gibt viel bessere Möglichkeiten, die Zeit totzuschlagen. Zudem solche, die völlig ungefährlich sind."

"Wieso glauben Sie an all den Unsinn? Ich habe schon seit langem Lust, diesen Hasen eine Lehre zu erteilen. Besonders jetzt, wo ich ein Gewehr gekauft habe."

"Haben sie Ihnen denn so arg zugesetzt?"

"Mehr noch als die Hasen die vielen Märchen, die da erzählt werden."

"Und wenn ich Ihnen sagen würde, daß es gar keine Hasen sind?"

"Keine Hasen? Wieso keine Hasen?"

"Nein... Es sind keine Hasen. Vielleicht sind es kleine Teufel, was weiß ich? Es kommt vor, daß zuweilen des Nachts tief im Tal etwas aufleuchtet. Ich habe dieses Leuchten selbst gesehen. Es hatte die Form einer Halbkugel, etwa so groß wie ein provisorisches Sommerlager. Ich war völlig verdattert und traute meinen Augen nicht. Da wollte ich näher herangehen und es mir genauer ansehen. Ich ging und ging, es war gar

nicht weit, wie etwa vom Haus zum Gartentor... doch ich konnte es nicht erreichen. Es schien sich gar nicht zu entfernen, es blieb auf der Stelle, aber man konnte nicht hinkommen. Da verzichtete ich und ging meines Weges. Als ich den Hang erreicht hatte und mich umdrehte, war das Licht verschwunden."

"Was konnte das nur gewesen sein?"

"Vielleicht trockneten irgendwelche Zwerge oder Wichtel ihre Schätze im Mondlicht", antwortete Kalenyk und lächelte listig.

#### 4

Ich setzte mich auf einen Stein, steckte mir eine Zigarette an und begann zu warten. Das ganze Tal war übersät von kleineren und größeren Steinen, hier und da ragten auch welche empor, die mannshoch oder halb so groß waren. Sie waren mit Flechten bewachsen, Ackerwinde hatte sie überzogen, in den Ritzen wuchsen Grasbüschel. Die Stelle eignete sich schlecht für Hasen. Zwar bildeten große Farnkrautstauden richtige Dächer über dem Boden, und wenn ein Hase unbeweglich darunter saß, konnte man ihn kaum wahrnehmen, es sei denn, man stieß zufällig auf ihn. Ich löste mit dem Fuß einen größeren Stein, der nach unten zu rollen begann und an seiner Bahn entlang an beiden Seiten Farnkrautblätter nach unten bog. Dann schickte ich noch einen zweiten und dritten Stein hinterher, sie rollten, sprangen hoch, schlugen dumpf gegeneinander und erstarben zwischen den Hagebutten- und Weißdornsträuchern in der Tiefe des Tales. Dann löste ich mit Hilfe eines Knüppels eine runde, bauchige Steinplatte, die polternd in die Tiefe rollte, wobei sie kleinere Steine mitriß, die ihr folgten, wovon das Farnkraut heftig rauschte.

Da erblickte ich ihn. Er war aus dem Gras gesprungen, tauchte wieder unter, sprang erneut empor und lief in großen Sprüngen davon. Ich zielte und schoß.

Doch ich verpaßte ihn. Der Hase war weg. Da erschien ein zweiter, machte hohe Sprünge und lief auf die hohen Sträucher zu, um dort

Schutz zu suchen. Ich schoß wieder. Diesmal kam er nicht mehr aus dem Versteck. Freudig lief ich dorthin, wo ich ihn zuletzt gesehen hatte. Ich brauchte ihn nicht lange zu suchen. Nachdem ich die Farnkrautstengel auseinandergebogen hatte, bemerkte ich Blutspuren auf den Steinen. Doch vom Hasen war keine Spur. Etwas weiter waren wieder Blutspuren. Ich begann in die Tiefe des Tales vorzudringen und staunte über die Lebenskräfte dieses Hasen, er mußte viel Blut verloren haben, weil er mir den Weg so gut gekennzeichnet hatte. Eine hohe, blühende, stachelige Dornenwand versperrte mir den Weg, in ihrem Dickicht verloren sich vermutlich die letzten Spuren. Als ich mit dem Gewehrlauf die ineinander verflochtenen Zweige auseinanderbog, schrie ich vor Überraschung auf: der Hase saß im Dickicht und sah mich an. Er sah mich mit einer solchen Wut an, als wäre er kein Hase sondern ein gereizter Hund. Einen Augenblick lang stand ich unentschlossen da, der Hase machte keinerlei Versuche zu fliehen, während ich begann, mir die Lage zu überlegen. Ins Dickicht konnte ich nicht vordringen, ihn auch nicht mit der Hand herausholen. Die Kugel hatte seinen Hinterlauf getroffen, er war ganz rot, rundum leuchtete eine große Blutlache. Es kam mir unglaublich vor. Ein Hase hat gewöhnlich nicht so viel Blut. Ich erinnerte mich, daß die Spuren, die er zurückgelassen hatte, ebenfalls sehr blutig gewesen waren, hier im Dickicht sah man Blut an den Zweigen und am Laub. Ich spürte plötzlich eine unfassbare Angst: war sie von diesem wütenden Blick hervorgerufen worden, der mich kreuzigte und vierteilte, den ich nicht auszuhalten vermochte und dem ich ausweichen mußte? Ich bemühte mich, keine jähen Bewegungen und kein Geräusch zu machen, ließ die Zweige ruhig zurückfahren und lud mein Gewehr. Als ich die Zweige wieder auseinanderbog, begegnete ich seinen haßerfüllten Augen. Man konnte erkennen, wie wahnsinnig sein kleines Herz schlug, die Brust pulsierte in nervösem Rhythmus, während die Blutlache immer größer wurde. Wahrscheinlich hat er starke Schmerzen, dachte ich. Weshalb saß er nur so unbeweglich da? Ich versuchte mich zu erinnern, wie es gewesen war, als ich mir während des Wehrdienstes den Fuß verletzt hatte, nachdem eine Eisenbahnschiene meinen Händen entglitten und mir auf die Ferse gefallen war. Wahnsinnig vor Schmerz hatte ich mich

damals auf dem Kies gewälzt, hatte mich zusammengerollt und wieder entrollte wie ein Eidechschwanz, wobei ich so laut geheult hatte, daß man es an der nächsten Station hören konnte. Später hatte sich herausgestellt, daß ich nur einen leichten Knochensprung hatte.

Ich nahm den Hasen ins Visier und merkte, wie seine Augen erstaunt und verzweifelt aufflackerten, als hätte er etwas anderes erwartet, etwas, was ich hätte in seinem Blick lesen und verstehen müssen. Etwas anderes als Wut, etwas was ich übersehen hatte und woran er mich jetzt schmerzhaft erinnern wollte, als hinge mein Schicksal und mein weiteres Leben davon ab. Doch in meiner Erinnerung war nur seine Wut hängen geblieben. Der Finger war am Abzug erstarrt, dichter Schweiß bedeckte meine Stirn, ich war angewidert und gleichzeitig voller Angst.

Er floh nicht, sondern starrte mich hartnäckig an und schien in mir zu lesen wie in einer Fibel, zumal ich armselig und innerlich völlig leer war, jedenfalls fühlte ich mich so in dem Augenblick. Hatte er denn keine Kraft, zumindest ein Stück weiter zu kriechen, von der Stelle zu rücken? Vielleicht wußte er, daß ich schießen würde, sobald er dies tat? Auch ich wußte es, da ich auf eine Bewegung von ihm wartete, doch der Hase saß wie versteinert auf der Stelle, seine Ohren ragten nach oben, in seinen Augen zeigten sich blutige Äderchen, als würden die Lichter einer fernen Stadt aufflackern, denn dies war bestimmt die einzige Sprache, in der er sich mit mir verständigen konnte - die Sprache des Blutes. Doch sie war mir unverständlich geworden.

Dieser Blick, er würde mich bald wie eine Nuß knacken und bloßlegen, ich spürte bereits, wie schwer mir das Atmen fiel, als hätte ich gerade eine lange Strecke im Laufschrift zurückgelegt, noch eine Weile, und mein Herz würde im gleichen Rhythmus mit seinem winzigen erschrockenen Herzen schlagen. Gleichzeitig war mir die Sinnlosigkeit all dieser Überlegungen klar, doch ich konnte mich nicht überwinden, denn etwas mehr als Angst hatte sich in meine Brust geschlichen... Da brüllte ich ihn an. Eigentlich wollte ich eher schreien: Hau ab! Doch es kam nur ein heiseres Knurren heraus, scheinbar vom vielen Speichel oder von jenem vermeintlichen Lauf, nach dem ich mich erschöpft fühlte

und einen bitteren Geschmack in der Kehle hatte. Doch mein Brüllen beeindruckte ihn nicht. Das überstieg meine Kräfte. Ich konnte doch meine Beute nicht in diesem Dickicht zurücklassen und wie ein geschlagener Hund mit eingezogenem Schwanz nach Hause trotten! Ich mußte von hier als Sieger weggehen, denn ich und nicht er war der König der Natur, wie durfte er mich mit seiner entsetzlichen Standhaftigkeit so demütigen, mich von meiner Höhe stürzen, meinen seit jeher festen Platz einnehmen?

Nun war es nicht mehr meine Wut, sondern das Blut meiner fernen Urahnen, das rot aufleuchtete und seine Fahnen flattern ließ. Mit einer Entschlossenheit, als gelte es, alles Böse und alle Ungerechtigkeit dieser Welt zu vernichten, mit dem Eifer eines Menschen, dem allein diese edle Mission übertragen wurde, im Glauben, daß die ganze Menschheit hinter mir stand, drückte ich ab.

Die Augen des Hasen leuchteten auf, doch ich sah keine Verwunderung mehr darin, der Schuß hatte ihn auf die Seite geworfen und seine pulsierende Brust zerrissen.

Mit einem Stock zog ich ihn näher heran, faßte ihn an den Ohren und zog ihn aus dem Dickicht. Ich war erstaunt über sein Gewicht, er war fast doppelt so schwer wie ein Hase seiner Größe. Das mußte eine besondere Rasse sein, überlegte ich, während ich die Beute in den Rucksack steckte und meinen Rückweg den Hügel hoch antrat. Es dämmerte, der Nebel breitete sich langsam im Tal aus, und das Farn nahm ihn freudig auf.

Ich fühlte mich leicht und behend, als wären meine Schultern von einer schweren Last befreit worden. Da hörte ich ein Fiepen im Gras, ich bückte mich und sah ein Häschen. Ängstlich hatte es sich auf der Erde flachgelegt. Ich habe Glück, dachte ich mir lächelnd, der Kleine wird sich freuen. Ich packte das Häschen am Fell, legte es in meinen Hut und trug es nach Hause. Es war dunkel geworden, als ich die Anhöhe erreicht hatte. Mir war zumute, als hätte ich gerade eine Schlacht gewonnen.

Ich ging an der Schlucht entlang und piff vor mich hin. Das Häschen saß verängstigt in meinem Hut, den ich an die Brust drückte.

Da hörte ich, daß mir jemand folgte. Ich konnte sogar die einzelnen Schritte unterscheiden. Ich wandte mich jäh um und hatte den Eindruck, auf dem Weg einen Schatten gesehen zu haben. Ich blieb stehen und versuchte, wachsam das Dunkel zu durchdringen, wieder hatte mich eine unverständliche Angst erfaßt, meine Ohren bewegten sich wie die eines Hasen.

Ich ging fast im Laufschrift weiter, da der Weg aber immer noch nach oben führte, begann ich zu keuchen und mußte langsamer gehen. Ich hörte Schritte hinter mir, der Unbekannte war auf einen Zweig getreten, ich hatte deutlich ein trockenes Knistern vernommen. Ich war wieder stehengeblieben und spürte fast physisch, wie sich meine Ohren in die Länge zogen, um die Geräusche in der Dunkelheit aufzunehmen. Dann hörte ich nichts mehr und sah auch nichts Verdächtiges mehr.

Ich mußte weitergehen, zum Kuckuck mit diesen Halluzinationen...

Je höher ich stieg, während die Anhöhen rechts und links des Weges immer niedriger wurden, nahm die Kraft des Windes zu, er hatte mein Haar zerzaust, meine Mähne war irgendwie auf die Seite gerutscht, wovon der Schatten meines Kopfes dem Blattwerk einer roten Rübe glich. Die hohen Eschen rauschten so laut, daß ich nur mit Mühe das Schlurfen der Schritte hinter mir hören konnte, jemand verfolgte mich hartnäckig, wobei er sich bemühte, unbemerkt zu bleiben. Ich versuchte mich zu beruhigen. Was hatte ich zu fürchten? Ich hatte ein Gewehr bei mir. Da fiel mir ein, daß es nicht geladen war. Das holte ich während meines Marsches nach. Dann wandte ich mich erneut um. Der Unbekannte mußte am Zaun entlang gehen, wo es am dunkelsten war. Da trat ich ebenfalls zur Seite und ging am Zaun entlang. Seltsam, daß ich meine eigenen Schritte fast gar nicht hörte, während diejenigen, die mir folgten, sogar durch das Rauschen des Windes und der Eschen an mein Ohr drangen. Hoch oben zwischen den Wolken tauchte immer wieder die blinde Halbscheibe des Mondes auf, vom Himmel wehte es kalt und leer herüber, dort schienen unheimlich starke Winde zu toben, während die Wirbeltänze die erschreckten Sterne wie in einen Sog hereinzuziehen versuchten.

Es war nicht mehr weit, man konnte bereits die erleuchteten Fenster meines Hauses sehen. Mutig beschleunigte ich meinen Schritt.

Plötzlich schrie ich auf, denn irgend etwas hielt mich am linken Hosenbein fest. Es war aus dem Stachetenzaun gesprungen, der erste Eindruck war, als hätte mich der Fangarm einer Krake erwischt. Vor lauter Überraschung wäre ich beinahe in Ohnmacht gefallen, ich riß mein Bein los und spürte, wie mir etwas Stacheliges und Dünnes über das Hosenbein fuhr, plötzlich war auch mein zweites Bein umschlungen. Zum Glück rutschte ich beim Versuch, mich zu befreien, aus und fiel hin, während meine Hand in das Knäuel der stechenden Fangarme geriet, worauf ich begriff, daß es sich um gewöhnliche Brombeerranken handelte. Ich sprang auf die Füße, fluchte lautstark und betrat wieder den Weg.

Merkwürdig: während ich mich am Zaun zu befreien versuchte, waren keine Schritte des Unbekannten zu hören. Also mußte er geduldig gewartet haben. Ich ging nun langsamer, horchte und bemühte mich festzustellen, wo sich mein Verfolger befand. Er mußte sich auch in den Brombeerranken verheddert haben. Ich hatte bereits ein gutes Stück des Weges zurückgelegt, während seine Schritte nicht aufhörten, mir zu folgen. Was wollte er nur?

"Was willst du?" rief ich laut und versuchte den Laut des Windes und das Rauschen der Bäume zu übertönen. Mein Schrei flog in die Dunkelheit und blieb unbeantwortet.

Da begann ich zu laufen, meine Füße versanken im Morast, rutschten, mir fiel es schwer, das Gleichgewicht zu halten, doch das rettende Licht des Hauses kam rasch näher, und ich stand endlich im magischen Kreis der Straßenlaterne. Unser ganzer Hof war erleuchtet. Ich betrat ihn mit der Miene eines Siegers und rief laut:

"Chrystja!"

Der Wind und die Eschen hallten wider: "Chrystja!"

Auf der Hausschwelle erschien meine Frau mit dem Kleinen.

"Seht nur, was ich mitgebracht habe!"

Ich überreichte ihnen meine Beute und drehte mich um in die Richtung, aus der ich gekommen war, doch mein Verfolger hatte nicht gewagt, das beleuchtete Gebiet zu betreten. Er war dort in der Dunkelheit geblieben, ich glaube, daß ich sogar seine Umrisse erkennen konnte, er stand hinter dem Zaun und sah zu uns herüber.

"Chrystja, schau mal dorthin, siehst du jemanden?"

"Wo?"

"Dort, wohin ich mit der Hand zeige."

"Nein... Ich sehe niemanden. Was soll dort sein?"

"Nichts, einfach so... es muß eine Täuschung sein. Gehen wir ins Haus."

## 5

Der Kleine freute sich riesig über das Häschen. Wir hatten es in einen großen, mit Sägespänen ausgelegten Karton gesetzt. Es war zu spät, sich mit der Jagdbeute zu befassen, ich trug sie in den Keller und holte sie am nächsten Tag, einem Sonntag, wieder nach oben und zeigte sie Chrystja. Ich hielt den Hasen an den Ohren hoch, drehte ihn nach allen Seiten und wartete auf Begeisterungsrufe. Doch meine Frau schwieg. Sie schwieg und blickte nicht den Hasen sondern mich an, sie sah mich genauso an, wie in dem Augenblick, als ich zur Jagd aufgebrochen war.

"Weshalb siehst du mich so an?" fragte ich ungeduldig.

"Du...du..."

"Was ist los?"

"Das ist eine Häsin und kein Hase", stammelte sie fast flüsternd. Ihr Gesicht schien blutleer zu sein.

Ich sah genauer hin und stellte ebenfalls fest, daß es eine Häsin war.

Doch was sollte das schon für eine Bedeutung haben? Die Hasen hatten sich im Tal so vermehrt, daß es Zeit war, sie auszurotten.

"Na und? Es ist eben eine Häsin", sagte ich und zuckte die Schultern.

"Und das hier... ist ihr Kleines?"

"Du übertreibst!" platzte ich heraus. "Das Häschen habe ich aufgelesen, als ich das Tal verließ, es hat gar keinen Bezug zu dieser... kurzum, sie sind gar nicht verwandt."

"Bist du sicher?"

"Ich wiederhole nochmal - ich habe ihn an einem ganz anderen Ort gefunden. Außerdem, selbst wenn es so wäre, was würde es schon ausmachen?"

"Du hast vor, sie zu essen?" Die Stimme meiner Frau war so verwundert, als hätte ich vor, eine alte Kröte zu braten.

"Ja warum denn nicht? Das Fell ist zwar hinüber. Doch der Braten wird vorzüglich sein, du wirst dir die Finger ablecken."

"Du bist wahnsinnig geworden! Ich habe nicht vor, sie zu essen!" Sie sah mich angewidert an.

"Soll ich das Fleisch vielleicht allein braten?"

"Mach, was du willst, ich will jedenfalls nichts damit zu tun haben! Im übrigen, widme dich deiner kulinarischen Beschäftigung bitte nicht in meiner Gegenwart."

"Vermutlich bin nicht ich sondern du wahnsinnig geworden. Hat sich dein Mutterinstinkt auf unsere kleineren Brüder ausgedehnt? Und als dein Vater die Sau geschlachtet hat und acht kleine Ferkel zurückgeblieben waren? Erwinnere dich - acht winzige Waisen, die kaum aufgehört hatten, Muttermilch zu saugen! Und du hast ihre liebe Mutter verspeist! Ja, du hast sogar geholfen, Würste, Preßsack, Schinken und Teufel weiß was zuzubereiten! Weshalb hat sich damals dein Instinkt nicht gemeldet? Und wie ist es mit den Eierchen, die du jeden Morgen isst? Du stiehlest sie aus dem Nest einer liebenden Mutter! Du vertilgst Winzlinge, die noch gar nicht zur Welt gekommen sind!"

Ich schrie ohne aufzuhören, doch der wahre Gegenstand des Ärgernisses war eigentlich die Häsin, die mich dort tief im Tal so erniedrigt hatte und nun der Grund eines Streites geworden war.

"Hör auf!"

"Ich werde nicht aufhören! Du hast auch Ferkel gebraten! Zwei kleine zartrosige Winzlinge! Du hast ihre knusprigen Öhrchen verspeist! Ich erinnere mich gut daran!"

"Du... Du bist ein Faschist", stöhnte Chrystja auf, schlug die Hände vors Gesicht und lief aus dem Zimmer.

Wütend warf ich die Häsin auf den Fußboden, ich hätte sie am liebsten zermalmt, damit keine Spur von ihr übrigblieb.

"Papa, was ist ein Faschist?"

Teufel, das hatte mir noch gefehlt!

"Ein böser Onkel", brummte ich, damit er mich in Ruhe ließ.

"Papa, bist du ein böser Onkel?"

"Nein, Andrijko, ich bin ein sehr guter Onkel... Das heißt, was bin ich dir für ein Onkel? Ich bin dein Vater! Ein sehr guter Vater! Schau, ich habe dir ein Häschen mitgebracht."

Ich hatte gar nicht gemerkt, daß ich schrie, das Gesicht des Kleinen hatte sich verzogen, die Lippen bebten, er war dem Weinen nahe.

"Andrijko, Papa ist doch gut, nicht wahr? Sei nicht böse auf deinen Papa. Wir haben uns mit Mutter ein wenig gestritten, doch wir werden uns bald versöhnen. Danach wird Vater das Häs... den Hasen braten und wir werden ihn gemeinsam essen."

"Weshalb hat Mutter gesagt, daß sie sie nicht essen wird?"

"Sie... welche sie?"

"Die Häsin."

O Gott...

"Mutter hat gescherzt. Vater geht und entschuldigt sich bei ihr."

Chrystja saß auf der Couch und stützte das Kinn mit den Händen.

"Chry... also Chry... was ist los, bei Gott... Wenn du willst, werfe ich sie weg. Willst du? Ich werde sie im Garten vergraben. Ich kann auch ein Kreuz schnitzen, sogar einen Sarg."

"Spiel nicht den Idioten."

"Wie du nur bist...Woher sollte ich wissen, ob es eine Häsin oder in Hase war? Und da wir bei dem Thema sind, ich verstehe nicht, weshalb du so verzweifelt bist?"

"Das alles wird ein böses Ende nehmen."

"Ja was denn nur?"

"Sie werden sich rächen."

"Wer? Wovon sprichst du?"

"Ist dir auf der Jagd nichts Seltsames passiert?"

"Ja, so einiges..... Zum Beispiel das viele Blut, das diese Häsin verloren hat. Außerdem ... sie wiegt doppelt so viel wie ein Hase gleicher Größe, obwohl sie keine Jungen erwartete."

"Und weiter?"

"Sonst nichts."

"Das stimmt nicht."

Die weibliche Intuition ist das 28. Weltwunder, daher war ich gezwungen, ihr alles der Reihe nach zu erzählen.

Die Häsin steckte ich zunächst in den Kühlschrank und vergrub sie dann am nächsten Morgen im Garten, bevor ich zur Arbeit ging. Ich hätte sie auch nicht essen wollen. Ihren wilden, wütenden Blick hatte ich noch in allzu lebendiger Erinnerung.

Als ich gegen Abend von der Arbeit heimkehrte, sah ich noch aus dem Wagen einen Fremden, der versuchte, durchs Fenster ins Haus zu sehen. Da die Straße abwärts führte, konnte ich den Motor ausschalten und mich dem Tor geräuschlos nähern. Ich bemühte mich, leise zu sein, doch das verflixte Tor knarrte, und der Unbekannte verschwand hinter der Hausecke. Ich lief ihm nach, doch er war verschwunden.

"Trag den Müll hinaus", sagte mir Chrystja nach dem Abendessen.

Gehorsam trug ich den Eimer in den Garten, denn der Müll gehörte zu meinen Hauspflichten. Wir kippten unseren Müll gewöhnlich hinter die Stachelbeersträucher, eben dort, wo ich die Häsin begraben hatte. Als ich mich der Stelle näherte, blieb ich erstarrt stehen. Dort gähnte ein großes Erdloch. Jemand hatte die Häsin ausgegraben. Warum nur? Vor Wut kippte ich den Müll ins Erdloch und rief, als ich wieder im Haus war:

"Jetzt ist alles klar!"

"Was ist dir klar?" fragte Chrystja ruhig.

"Daß hier eine Mafia am Werk ist!"

"Was faselst du da?"

"Ihr habt euch alle verschworen! Gib's doch zu! Wollt ihr mich zum Narren halten?"

"Ich verstehe kein Wort."

"Was gibt es dazu verstehen? Es geht um die Hasen. Ich weiß nicht, welches Ziel ihr verfolgt, aber dieser Scherz war nun wirklich überflüssig."

"Erklär mir, was du meinst. Ich verstehe gar nichts."

"Wärst du nicht meine Frau, würde ich dich ins Filminstitut schicken. Du kannst wunderbar schauspielern. Doch ich laß das nicht mit mir machen. Mit dem Erdloch seid ihr zu weit gegangen."

"Was für ein Erdloch?"

"Das Grab der erlauchten Häsin! Dort befindet sich zur Zeit ein Erdloch! Und die Häsin ist verschwunden. Hast du Gewissensbisse bekommen, daß gute Nahrung zugrunde geht?"

"Dort ist ein Erdloch?"

"Ein Erdloch, ja, ein Erdloch. Aber ich habe euch erwischt! Nur du allein kannst das Grab aufgeschaufelt haben, um meine gesetzliche Beute herauszunehmen. Inzwischen brutzelt sie bestimmt bei Kalenyk im Bratofen. Und morgen wirst du mich mitschleppen, weil der Nachbar uns

zu einem Kaninchenbraten eingeladen hat. Los, gehen wir zu Kalenyk. Wir wollen es nicht aufschieben."

"Ja, laß uns hingehen. Damit du dich von deiner Dummheit überzeugst. Ehrenwort, es hat keine Verschwörung gegeben."

"Du hast mir seinerzeit schon mal dein Wort gegeben, niemals rohe Zwiebeln in die Suppe zu geben. Und? Hast du vielleicht damit begonnen, sie vorher anzudünsten?"

"Was hat das Ganze mit den Zwiebeln zu tun?"

"Es geht um dein Ehrenwort."

"Ja, ich hatte es versprochen, ja, aber wenn man es eilig hat..."

"Du hast es immer eilig. Hättet ihr das Erdloch zugebuddelt, wäre es nie zu diesem Streit gekommen."

## 7

Kalenyk hörte finster zu. Als ich ihm meine Jagdabenteuer erzählt hatte, sagte er:

"Ich befürchte, daß noch ein Nachspiel kommt. Ich hatte Sie gewarnt, daß damit nicht zu spaßen ist. Kein Mensch wollte sich über Sie lustig machen, wozu auch? Ein Scherz bleibt ein Scherz, bis es zur Übertreibung kommt."

"Ich kann mich mit diesem Aberglauben nicht abfinden. Deshalb suche ich eine reelle Erklärung."

"Aber Sie haben doch selbst erzählt, was Ihnen während der Jagd passiert ist."

"Man hat mir einfach Angst eingejagt, deshalb habe ich alles in diesem Licht gesehen. Ich war viel zu aufgereggt. Die verletzte Häsin konnte nicht fliehen. Was blieb ihr übrig? Mich anzustarren... Doch mein nächtlicher Verfolger, der ist doch nicht meiner Fantasie entsprungen? Deshalb denke ich, daß alles andere irgendwessen Scherze sind."

"Gewiß, man kann auch alles vereinfachen. Doch wenn das ein Scherz war, dann hat er nicht mit Ihnen angefangen. Oksenytsch hat sich den Arm gebrochen. Mazij ein Bein. Tymkewitsch ist das Haus abgebrannt, Prokip hat ein Auge verloren. Sie alle hatten auf eine oder andere Art den Hasen zugesetzt."

"Hören Sie, weshalb bringen Sie alles ständig mit den Hasen in Verbindung? Vielleicht ist Mazij ein Hase zwischen die Beine geraten, von diesem Stoß oder vor Überraschung ist er gestürzt und hat sich ein Bein gebrochen. Prokip ist blind geworden! Er war schließlich über 80 und hatte keinen Mut, sich operieren zu lassen. Wahrscheinlich hatte er ganz einfach einen Star."

"Nein, das war kein Augenstar."

"Anzunehmen, daß diese Hasen irgendwie übernatürlich wären, ist einfach lächerlich. Doch weshalb reden wir von Hasen? Falls mich mein Gehör nicht getäuscht hat, wurde ich von einem Menschen verfolgt. Unter dem Fenster hat ein fremder Mann gestanden. Schließlich waren es keine Hasen, die die Häsin aus dem Erdloch gebuddelt haben. Dort sind Spatspuren zu sehen."

## 8

Meine Frau und der Kleine hatten sich schlafen gelegt, während ich am Küchenfenster stand und in die Finsternis starrte, die alle Geheimnisse des Tages versteckt hielt wie eine zugenagelte Kiste, zu der wer weiß wer den Schlüssel verloren hatte. Ich konnte mich nicht beruhigen, mich zog es erneut ins Krumme Tal, mir schien, daß ich dort etwas sehr Wichtiges vergessen hatte, etwas was mir früher nicht bewußt gewesen war, was jedoch seit der Kindheit in mir steckte und meiner Seele keine Ruhe ließ. Nachdem ich alle Bedenken beiseitegeschoben hatte, zog ich die Jacke über, streifte mit einem Blick das Gewehr, beschloß jedoch, es nicht mitzunehmen, da ich aber meinem Mut nicht sehr viel zutraute, steckte ich mir das Hackmesser hinter den Gürtel.

Die Nacht empfing mich mit einem kühlen Wind und Feuchtigkeit. Als ich in die Finsternis geriet, hörte ich, wie am Tag zuvor, irgendwessen Schritte, doch dieses Mal schienen sie von vorne zu kommen. Wir schienen die Rollen gewechselt zu haben, im Augenblick hatte ich die des Verfolgers eingenommen, allerdings mit dem Unterschied, daß ich nicht wußte, wen ich verfolgte.

Der Weg war genauso glitschig und aufgeweicht, ich bedauerte, daß ich keine Stiefel angezogen hatte, denn ich spürte alsbald Morast an den Socken, doch ich wollte nicht umkehren, denn ich war gerade in den Rhythmus dessen geraten, der vor mir herging, und bemühte mich, ich weiß nicht warum, als würde der Erfolg meiner Wanderung davon abhängen, diesen Rhythmus einzuhalten.

Von den Landhöfen drang Hundegebell herüber, sein Echo rollte bis in die Auen, wo es, schwach geworden, ins nasse Gras fiel. Doch das genügte mir nicht. Damit mir die Stille nicht zuwider wurde, piffte ich eine einfache Melodie, die mir Mut machte und meine Abenteuerlust stärkte, wobei das Hackmesser mein treuer Begleiter wurde.

Mich schreckten nicht mehr die Schritte, die ich vor mir hörte, ich bemühte mich, fester aufzutreten, damit meine eigenen Schritte ebenfalls widerhallten, doch das wollte mir nicht so recht gelingen. Die Schritte vor mir gehörten einem Menschen, der viel schwerer sein mußte, ich ahnte seine athletische Gestalt, mit der ich mich nicht messen konnte, doch ich trat trotzdem energisch auf, wobei ich den aufgewühlten Morastweg nicht beachtete, als hätte nicht ich sondern der andere seine schwarze, speckige Ruhe gestört. Der Weg führte immer tiefer hinab, die Hänge mit ihrem wachsamen Strauchgezweig schienen den Atem anzuhalten und versteckten den größten Teil des sternenlosen Himmels.

Die undurchdringliche Finsternis, die vor mir gähnte wie der offene Schlund eines hungrigen Raubtiers, kündigte das Nahen des Krummen Tales an. Da erinnerte ich mich an ein weiteres Mittel, das einem Mut machte, und zündete mir eine Zigarette an. Nun unterschied sich mein nächtlicher Ausfall nicht mehr von einem Spaziergang, den man vor dem Schlaf zu unternehmen pflegt. Ich hatte sogar aufgehört, aufmerksam in

die Finsternis zu spähen, die sich gastfreundlich vor mir öffnete, hatte aufgehört, ihren Hohn, ihre Schadenfreude zu beachten und an die Überraschungen zu denken, die sie mir noch bereiten mochte.

Ich stieg ins Tal hinab, die Steine polterten und knirschten unter meinen Füßen, in der klebrigen Stille waren die Schritte dessen, der vor mir herging, irgendwie untergegangen.

Es war nicht notwendig weiterzugehen, irgendwo in der unmittelbaren Nähe mußte ich das Tal sehen wie auf der Handfläche.

Meine Zigarette brannte an den Fingern, ich schnippte sie weg, ihr hellgelbes Flämmchen flog im Bogen in die Tiefe hinab. Dann zog ich mein Hackmesser heraus, und meine ganze Seele verlegte ihren Sitz in die rechte Hand, die fest den Stiel umklammerte.

Es war sinnlos, in diese waghalsige Schwärze zu starren, in ihr war nichts anderes festzustellen als die eigene Hilflosigkeit, doch ich wartete geduldig. Das besagte Leuchten war der einzige Beweis, der mir fehlte, um die Spinnereien Kalenyks ernstzunehmen. Ich wußte nur zu gut, daß mitten in der Nacht ein morscher Baumstamm leuchten konnte, doch im Tal gab es keine Baumstämme. Jenes Leuchten mußte außergewöhnlich sein, sonst hätte ich ihm keinen Glauben geschenkt. Obwohl ich gar nicht rauchen wollte, steckte ich mir wieder eine Zigarette an, wobei ich eine Stellung einnahm, als würde ich mich zu einem Kampf rüsten.

Aus der Tiefe stieg Feuchtigkeit hoch, die in die Kleider kroch, der an den Socken klebende Morast begann mich allmählich zu stören, doch ich starrte hartnäckig die Hasengegend an, die mich zu hypnotisieren schien, mich in sich, in diese seltsame, undefinierbare Leere einzusaugen versuchte, die zu sich rief und vergessene Flügel über dem Kopf auszubreiten schien.

Ich faßte den Entschluß, die Zigarette zu Ende zu rauchen und umzukehren. Ein gräßlicher Schauer berührte meinen Nacken, ich war erschöpft, hatte verloren, mein Mut hatte nur dazu gereicht, herzukommen, denn ich spürte bereits, wie ungeschützt mein Rücken, meine Seiten waren. Der eigensinnige Wunsch mich umzusehen, hatte

sich in mir gegen meinen Willen durchgesetzt und ließ mich nicht mehr los.

Unzählige Schritte waren zu hören, die von allen Seiten zum Gehirnzentrum strebten, da halfen weder Zigarette noch Hackmesser, denn ich war plötzlich in zwei feindliche Lager gespalten. Während die Füße am liebsten das Weite gesucht hätten, blieben die Arme ruhig, verloren nicht ihr Gleichgewicht und waren bereit, sich zu verteidigen.

Die verdammte Stille, die einen in den Wahnsinn treiben konnte, sprengte mir die Brust, stellte alles um, was ihr nicht am Platz schien, holte mich aus meinem Inneren heraus und trieb mich nach Hause, wobei sie mir Scharen von Ameisen über den Rücken trieb. Ich wollte nur noch noch zu Ende rauchen und umkehren. Mein Entschluß stand fest, das Ende meines sinnlosen Nachtgangs flößte mir Kraft ein. Langsam kehrte meine innere Ruhe zurück. Ich wollte mich wie ein aufgeschreckter Hase davonmachen und ohne mich umzusehen den Weg nach Hause zurücklaufen.

Da erschien das Leuchten.

## 9

Das Leuchten erschien ganz plötzlich. Das Tal flackerte auf wie ein Spiegel in der Sonne, um gleich wieder dunkel zu werden, nur unten in der Tiefe des Tales leuchtete eine helle Kuppel, deren Form tatsächlich einem provisorischen Sommerlager glich.

Ein geheimnisvolles Rascheln und Murmeln war zu hören, unzählige gedämpfte Stimmen drangen übers Feld an mein Ohr, sie strebten alle auf die erleuchtete Kuppel zu, die einsam und wunderbar strahlte, doch seltsamerweise nicht den Raum um sich herum erleuchtete, obwohl ihr helles Licht der Finsternis einen gewissen Umkreis hätte entreißen müssen. Das ganze Tal begann plötzlich zu leben und zu siedeln, ich sah nichts, hörte jedoch deutlich, wie das Leben erwachte, sogar das Farnkraut und die Steine unter den Füßen gerieten in Bewegung, ich hörte ihr Rascheln und hatte das Gefühl, daß mich die grüne Welle der

Pflanzen, die rauschenden Sträucher, die mich von allen Seiten umgaben, umringt hatten.

Hoch am Himmel begann ein Stern zu leuchten, sein Licht pulsierte nicht langsamer als mein Herzschlag. Da merkte ich, daß auch die Lichtkuppel im gleichen Rhythmus pulsierte. Der Stern und die Kuppel schienen miteinander in Verbindung zu stehen, ihr Signalwechsel war ruhig und hatte vermutlich einen Sinn. Ich kam im Nu zu mir, mein ganzer Körper war angespannt und stellte einen klaren, einheitlichen Mechanismus dar. Die Angst, die sich vorher in der Seele festgesetzt hatte, war verschwunden, das Gespenst der Ungewißheit war entwichen, ich pulsierte bereits selbst, leuchtete und stand mit dem Stern in Verbindung.

Das war endlich die lang erwartete Gelegenheit, um das Geheimnis zu lüften. Vorsichtig begann ich in Richtung des Leuchtens hinabzusteigen, hielt jedoch immer noch das Hackmesser fest in der Hand. Je näher ich der Kuppel kam, um so lauter wurde das Rauschen rundum, es schien zu stürmen, das Farnkraut unter den Füßen bewegte sich wie unruhige Meereswellen, ich wäre beinahe gestürzt, das Gehen wurde immer beschwerlicher, die Füße rutschten auf den mit Flechten bedeckten Steinen aus, stolperten, während die Sträucher, die von der weißen Blütenpracht zu schäumen schienen, sich um mich wanden und vor meinen Augen riesige Ausmaße annahmen. Das Pulsieren des Sterns und der leuchtenden Kuppel nahm zu, es glich bereits der Häufigkeit von Maschinengewehrsalven. Plötzlich rutschte mein linker Fuß über einem Stein aus, ich verlor das Gleichgewicht und landete in einem Strauch, wobei mir das Hackmesser aus der Hand glitt. Ich fand es wieder, doch es war spürbar schwerer geworden. Ich stand wieder auf, das Hackmesser wurde zunehmend schwerer, ich vermochte es kaum noch in einer Hand zu halten und nahm es mit beiden Händen hoch. Das Gewicht nahm noch zu, es beeinflusste meine Körperhaltung, ich bückte mich zur Erde und ließ es schließlich los, um keinen Schaden zu nehmen. Das Hackmesser fiel mit solcher Wucht auf die Erde, als wäre es eine schwere Steinplatte.

Ohne meine Waffe verließ mich schließlich der Mut. Doch es zog mich in die Tiefe des Tales, denn ich würde nicht noch einmal den Mut aufbringen, eine zweite Nachtwanderung zu unternehmen. Das Beste war, das Rätsel gleich zu lösen.

Wenn man das Leuchten nicht beachtete, sondern genau unter die Füße sah, fiel einem das Gehen leichter. Es waren bereits an die fünf Minuten vergangen, als ich schließlich den Kopf hob. In dieser Zeit hätte ich bereits mitten im Tal stehen müssen, doch ich hatte mich dieser Mitte um keinen Meter genähert. Das Leuchten befand sich in der gleichen Entfernung wie in dem Augenblick, als ich gestürzt war. Da fiel mir der Bericht Kalenyks ein, der behauptet hatte, daß das Leuchten es nicht zuließ, daß man sich ihm näherte. Und was war, wenn man einen Stein hineinwarf? Diese Idee war natürlich sinnlos, doch sie hat eine lange Tradition: alles, was man verstandesmäßig nicht zu erfassen vermag, will man ganz einfach zerstören. Ich bückte mich nach einem kleinen Stein, doch kaum wollte ich mich wieder aufrichten, als ich zunehmend schwerer wurde, und das hielt so lange an, bis ich fluchend den Stein losließ.

Nun hatte ich endgültig den Rest meines Mutes verloren. Ich wandte mich um und lief davon. Es lief sich so leicht, daß ich es kaum schaffte, mich darüber zu wundern. Und Wundern konnte man sich schon, denn es ging steil nach oben.

## 10

Am Dienstag gab es ein neues Abenteuer. Ich war soeben von der Arbeit nach Hause gekommen, als mich meine Frau fragte:

"Hast du Andrijko gesehen?"

"Wo?"

"Was heißt hier wo? Er hat am Gartentor gespielt."

"Nein, ich habe ihn nicht gesehen."

Chrystja ging nach draußen und kam nach einer Weile zurück.

"Er ist nirgends zu finden. Wo kann er nur sein?"

Nun begannen wir beide, den Kleinen zu suchen. Als wir alle Winkel durchstöbert hatten, wollte Chrystja bei den Nachbarn nach ihm fragen, während ich den Weg absuchte. Erst als ich die Richtung zum Krummen Tal einschlug, erblickte ich ihn hinter einer großen Steinplatte. Andrijko saß ruhig da und spielte mit bunten Steinchen.

"Was machst du hier?"

"Ich spiele."

"Laß uns schnell nach Hause gehen. Mutter weint, macht sich Sorgen um dich, du bist gar nicht brav..."

Ich nahm ihn auf den Arm, doch er strampelte und schrie:

"Und die Steinchen? Nimm meine Steinchen mit!"

Ich sammelte sie auf und lief mit dem Kleinen auf dem Arm nach Hause.

"Darf man so unartig sein? Wie konntest du allein so weit weggehen? Mutter wird dir gleich was geben!"

Der Kleine lachte und freute sich, wer weiß worüber.

Chrystja lief uns entgegen, trocknete sich unterwegs die Tränen.

"Gleich gib'ts was drauf!" drohte sie, doch ich beruhigte sie, denn sollte sie mit ihrem Strafritual beginnen, würden wir aus dem Kleinen kein Wort herausbekommen.

Wir bedrängten ihn, uns zu sagen, weshalb er so weit weggegangen sei.

"Der Onkel hat mich mitgenommen."

"Welcher Onkel?"

"Er ist gekommen und hat mir gesagt: 'Laß uns zu mir gehen, ich gebe dir schöne Spielsachen und du gibst mir dein Häschen.' Ich habe ihm das Häschen gegeben und habe die bunten Steinchen bekommen. Papa, wo sind die Steinchen? Zeig sie mir."

Ich zog eine Handvoll Steinchen aus der Tasche und merkte erst jetzt, daß sie aussahen wie Edelsteine. Meine Frau rief verwundert:

"Verstehst du das?"

"Genauso wenig wie du."

"Wer konnte das gewesen sein?"

"Wahrscheinlich der Unbekannte, der durch die Fenster schaute."

"Aber diese Steine... sie scheinen wertvoll zu sein."

"Sieht so aus... Andrijko, was hat dir der Onkel noch gesagt?"

"Gar nichts."

"Hat er dir gezeigt, wie du wieder nach Hause kommst?"

"Ja, und dann ist er weggegangen, und ich habe gespielt. Gib mir die Steine, weshalb hast du sie mir weggenommen?"

Ich gab ihm einen Teil davon, den Rest ließ ich in der Tasche.

"Wenn ich morgen in der Stadt bin, werde ich beim Juwelier vorbeischauen."

"Geh bitte zu Slawko", sagte Chrystja voller Schreck, "ja nicht zu einem beliebigen Juwelier. Denn was willst du einem Fremden erklären? Wenn die wirklich wertvoll sind, kannst du nur Ärger bekommen."

"Wer weiß... vielleicht liegt im Tal eine Fundstätte."

"Und wenn nicht, wer wird deinem Märchen Glauben schenken? Ein Onkel hat sie gegeben! Versuch den Leuten zu erklären, wer dieser Onkel ist."

Slawko war völlig verdattert. Zur Sicherheit betrachtete er die Steine nochmal unter dem Vergrößerungsglas.

"Wo hast du sie her?"

"Die hat Chrystja von ihrer Großmutter geerbt."

"Lüg nur weiter, aber das ist deine Sache. Soll ich sie dir verkaufen?"

"Nein, das ist... eine Familienreliquie."

"Wozu brauchst du sie? Willst du sie marinieren? Ich verkauf sie dir!"

"Weißt du, ich habe das Gesetz immer respektiert und will es weiterhin tun."

"Du bist schön blöd! Doch wenn du es dir anders überlegst, komm zu mir. Weißt du, wieviel darin steckt? Mein Lieber... mindestens zwanzig Tausend."

Selbst angesichts dessen, daß Slawko in solchen Fällen den Preis stets untertrieb, hatte mich die Summe in Erstaunen versetzt. Zumal ich ihm nicht alles gezeigt hatte.

## 11

Als ich wieder zu Hause war, entschloß ich mich, einen Spaziergang zum Krummen Tal zu machen, solange es noch hell war. Die Lösung des Rätsels mußte dort liegen.

Der Nebel wallte und ballte sich zusammen, das Tal war darin eingehüllt, man konnte kaum etwas sehen, und ich blieb ratlos stehen, denn ich wußte nicht, was ich anfangen sollte.

"Ich wußte, daß Sie kommen würden."

Die Stimme war von der Seite gekommen, aus der Dichte des Nebels, bald danach erkannte ich die Gestalt, die mir entgegenkam.

"Ach, Sie sind das", winkte ich Kalenyk zu und spürte, wie die Anspannung nachließ, denn ich hatte jemand anderen erwartet.

"Was suchen Sie hier schon wieder?"

"Das läßt sich leicht erklären", antwortete ich ausweichend.

Gott, wie war ich doch schwer von Begriff! Der Kleine wäre doch nie mit einem Fremden weggegangen, er hätte ihn auch nicht Onkel genannt!

"Doch wie kommen Sie hierher? Wer sind Sie?"

"Wir sind von einem anderen Planeten hierhergekommen. Die ersten lebenden Wesen, die wir sahen, waren Hasen. So ist der Irrtum

entstanden. Wir nahmen an, daß die Erdbewohner so aussehen... Das ist lange her, ich war noch ganz klein. Meine Eltern und ihre Gefährten hatten das Aussehen und das Verhalten der Wesen angenommen, die sie hier vorfanden. Denn auf unserem Planeten waren die Hasen längst ausgestorben... Sie hatten mich im Tal in der Nähe des Fluggerätes zurückgelassen und sich den menschlichen Wohnstätten genähert. Man begann, auf sie zu schießen und sie mit Hunden zu hetzen... da erst begriffen sie ihren Fehler. Diejenigen, die auf sie schossen, sahen genau so aus wie sie selbst... es waren auch Menschen. Sie unterschieden sich überhaupt nicht von ihnen. Die verschreckten Hasen liefen zurück ins Tal, um mit Hilfe des Apparates ihr ursprüngliches Aussehen wiederherzustellen. Doch es war zu spät. Die Leute waren ihnen zuvorgekommen und hatten das Fluggerät zerstört... Das Ganze hat sich während des Ersten Weltkrieges abgespielt. Vielleicht hatten die Erdbewohner geglaubt, daß es sich um eine Art Panzer handelte oder etwas Ähnliches."

"Und was geschah mit Ihnen?"

"Ich wurde von jemandem aufgenommen und aufgezogen."

"Also sind diese Hasen die Nachkommen derjenigen, die von Ihrem Planeten eingetroffen sind? Und was bedeutet das Leuchten?"

"Die leuchtende Kuppel, die Sie gesehen haben, ist ein von uns konstruiertes Empfangsgerät, mit Hilfe dessen wir unsere Leute über das Schicksal der Expedition benachrichtigt haben. Eigentlich habe ich es gebaut, denn alle anderen konnten in ihrer Hasengestalt nichts dazu beitragen. Doch sie wußten, wie man dabei vorgehen mußte, und leiteten meine Arbeit. Ich war ihre ganze Hoffnung. Sie hatten nie den Kontakt mit mir unterbrochen, sie ließen es nicht zu, daß ich meine Herkunft vergaß... Tag für Tag, mein ganzes bewußtes Leben, habe ich mich mit dem Empfangsgerät befaßt. Dabei hatte ich keine Ahnung, wie es aussehen sollte. Ich arbeitete an ihm, während die Hasen mir Zeichen gaben, wenn ich Fehler machte. Noch während meiner Kindheit hatte ich gelernt, ihr Fiepen zu begreifen... Doch die Arbeit ging nur sehr langsam voran, sie wußten zwar, woraus das Empfangsgerät konstruiert war,

hatten jedoch keine Ahnung, wie man die Mehrzahl der Details herstellen sollte. Sie hatten sie nur im fertigen Zustand gesehen. Die Jahre vergingen. Der Weltkrieg brach aus. Ich mußte an die Front. All ihre Hoffnungen schienen begraben. Ich konnte im Krieg umkommen... Können Sie sich vorstellen, was sie dabei mitgemacht haben? Zum Glück habe ich überlebt. Vielleicht deshalb, weil ich überleben mußte. Als ich heimkehrte, hatte ich kein Haus mehr. Es war niedergebrannt. Auch die Modellzeichnungen, die Details. Also mußte ich wieder bei Null anfangen...

Kalenyk steckte sich eine Zigarette an, und ich merkte, wie seine Finger zitterten.

"Bei Null", wiederholte er. "Ich hatte schon gedacht, daß ich es nicht schaffen würde, die Sache zu vollenden. Doch vor zwei Jahren ist das Empfangsgerät fertig geworden, und wir haben begonnen, Signale zu senden. Neulich haben wir eine Antwort erhalten. Sie sind unterwegs hierher. Diese Nacht werden sie uns in die Heimat holen."

"Sie auch?"

"Auch mich."

"Aber Sie haben hier Familie..."

"Und dort ist meine Heimat."

"An die Sie sich kaum erinnern."

"Doch, ich erinnere mich... Ich sehe sie immer wieder in meinen Träumen."

"Weshalb haben Sie mir das nicht eher erzählt?"

"Das konnte ich nicht. Ich war nicht sicher, daß wir mit unseren Signalen durchkommen. Ich hatte die Hoffnung schon aufgegeben."

"Ich hätte doch niemals gewagt, auf Ha... zu gehen, das heißt Ihre... zu jagen..."

"Deshalb hatte ich versucht, Sie zu warnen. Und nicht nur Sie... Ich habe eine Bitte. Ich möchte, daß Sie anwesend sind, wenn sie kommen, uns abzuholen. Und daß Sie meinen Angehörigen mitteilen, daß es mir

sehr leid tut, sie zu verlassen... Ich habe nicht mehr viele Jahre zu leben. Ich möchte dort sterben, wo ich geboren wurde. Können Sie das verstehen?"

Ich nickte mit dem Kopf. Der Alte hatte Tränen in den Augen.

"Sie werden uns abholen. Ganz bestimmt holen sie uns ab", sagte er mit gebrochener Stimme, während er wegging und im Nebel verschwand. In seiner Stimme war ein schmerzhafter Zweifel herauszuhören, er hatte es nicht vermocht, ihn vor mir zu verbergen. Woran zweifelte er? Da fiel mir ein, daß er mir nicht alles erklärt hatte, doch ich wollte ihn nicht mit weiteren Fragen belästigen. Er mußte noch mit seinen Angehörigen zusammen sein. Diese Nacht wollte er sie für immer verlassen. Nur er allein würde wissen, daß es ein Abschied war, seine Leute würden sich wie jeden Tag verhalten. Er würde traurig jedes Wort und jede Bewegung in sich aufnehmen, sie in Gedanken umarmen, Tränen würden über seine Wangen rinnen, und sie würden ihn fragen, weshalb er traurig sei. Seine Antwort würde Schweigen sein.

## 12

Als der Abend hereinbrach, hielt ich es im Haus nicht mehr aus.

"Wo willst du hin?"

"Ich mach noch einen Spaziergang."

Sie hatte noch keine Ahnung.

"Wieder dorthin?"

"Das letzte Mal. Ich verspreche es dir."

"Ich kenne deine Versprechungen!"

Ich machte mir noch eine Weile im Haus zu schaffen, bis Chrystja sich anschickte, den Kleinen ins Bett zu bringen, und verließ schließlich das Haus, um ins Tal zu gehen.

Kalenyks Empfänger war bereits eingeschaltet. Ich sah zum Himmel und sah außer jenem Stern, den ich bereits vorher pulsieren sah, noch

einen Lichtpunkt, der langsam vom Himmel herabglitt und zunehmend an Größe gewann. Ich ließ ihn nicht aus den Augen.

Jemand berührte meine Schulter.

Neben mir stand Kalenyk, der einen Rucksack trug.

"Sie werden bald hier sein."

"Wie wird der Flugapparat sein, in den sie alle passen sollen?"

"Die Hasen brauchen nicht viel Platz", lächelte er. In seinem Lächeln steckte eine gewisse Bitterkeit.

"Die Hasen?"

"Sie werden erst drüben in Menschen verwandelt werden, sonst würden sie wirklich nicht alle hineinpassen."

"Sie scheinen mir nicht sehr fröhlich zu sein."

"Weil ich Vertrautes und mir gut Bekanntes zurücklasse. Es erwartet mich zwar Vertrautes doch auch ganz Unbekanntes...Und es ruft mich so stark zu sich, daß mir unheimlich wird."

Wir standen noch eine Weile zusammen. Der Lichtpunkt wurde größer und größer.

"Dann leben Sie wohl", sagte Kalenyk und reichte mir die Hand. "Sagen Sie meinen Leuten, sie sollen an der rechten Seite der Scheune graben...Dort sind ebenfalls kleine Steine."

"Was hat man davon, wenn man nicht erklären kann, wie man an sie gekommen ist?"

"Sie müssen behaupten, einen Schatz gefunden zu haben."

"Weshalb haben Sie es nicht getan?"

"Wann? Als ich ein Versteck für den Empfänger aushob, fand ich Reste des Flugapparates und fand diese kleinen Steine darin...Nun gut, es wird Zeit zu gehen. Verstecken Sie sich irgendwo, damit man Sie nicht sieht."

Noch ein Händedruck, und er stieg in die Tiefe des Tales hinab, während ich mich auf einen Stein setzte und zu warten begann. Kurz danach hing ein hausgroßer Flugkörper über dem Tal. Über ihm befand

sich ein kleinerer Teil, der im Inneren beleuchtet und durchsichtig war. Zwei Männer saßen an den Bordschaltern. Als die Maschine gelandet war, stieg einer der Männer in den unteren Teil und öffnete die Tür. Von der Tür breitete sich ein Lichtstreifen auf die Erde aus. Der Mann rief etwas. Gleich darauf kam große Bewegung auf, von allen Seiten begannen die Hasen nach innen zu drängen, wobei sie einander schubsten, um die Tür zu erreichen.

Der Mann wurde wütend. Als der Hasenknäuel in der Tür steckenblieb, fluchte er und stieß mit dem Fuß gegen die Hasen.

Kalenyk näherte sich, begann dem Mann etwas zu erklären, gestikulierte heftig mit den Armen, doch der Mann beachtete ihn kaum, er fluchte nur und wehrte mit den Armen ab. Alle Hasen waren bereits im Flugkörper, nur Kalenyk stritt weiter und zeigte auf etwas hinter seinem Rücken. Im Lichtkegel konnte man einen Hasen sehen, der verzweifelt etwas zu suchen schien. Der Mann schob wütend Kalenyk beiseite und stürzte sich auf den Hasen, der auf ihn zusprang, dann laut zu fiefen und erregt die Pfoten zu bewegen begann. Der Mann packte den Hasen an den Ohren und trug ihn zur Untertasse. Der Hase fiefte nicht mehr, er schrie inzwischen laut.

Der Mann warf ihn ins Innere, wandte sich Kalenyk zu und zog ihn zur Tür. Der Alte wehrte sich, redete auf den Mann ein und versuchte, ihm in einer Zeichensprache etwas zu erklären. Zu mir drangen nur vereinzelte Worte: "...ein Kind... verstehen Sie... ganz klein... es..." Da erschien der zweite Mann, sie zogen den widerstrebenden Kalenyk zu zweit in die Maschine, schlugen die Tür zu und stiegen in den oberen Teil der Maschine.

Ein leises Motorengeräusch setzte ein, die Maschine begann zu pulsieren. Plötzlich erfaßte mich ein schreckliches Entsetzen - der obere Teil begann sich langsam vom unteren zu trennen. Die Männer am Bordpult schienen ganz ruhig zu sein. Hatten sie es nicht gemerkt?

Ich sprang auf und wollte zur Maschine stürzen, um sie darauf aufmerksam zu machen, doch einer der Männer beugte sich herab und

schaute nach unten, dann wandte er sich seinem Partner zu und gab ihm einen Wink. Dieser antwortete mit einem Lächeln. Scheinbar verlief alles nach Plan.

Nach welchem Plan?

Der obere Teil der Maschine nahm an Höhe zu, und als sie bereits über dem Tal und den Bäumen war, die auf dem Bergkamm wuchsen, und das Motorengeräusch abnahm, hörte ich Klopfen und Lärm aus dem unteren Teil. Dort wurde gegen die Tür geschlagen, man versuchte, sie zu öffnen. Doch es war vergebens. Da verstand ich, daß man sie betrogen hatte! Noch bevor ich einen Gedanken fassen konnte, wie ich diesen Unglücklichen helfen könnte, hörte ich eine heftige Explosion. Der Teil des Flugkörpers, der auf dem Boden geblieben war, wurde von einer blendenden Flamme erfaßt und zerstob in kleine Teile. Als mich der Druck in die Sträucher warf, vermochte ich nur noch mit den Händen meinen Kopf zu schützen...

Ich stand auf. Im Tal herrschte Finsternis. Und Todesstille. Oben am Himmel pulsierte ein Stern.

13

Am nächsten Morgen

Brandspuren an den Strauchästen, verkohltes Farnkraut und unzähliges Metallgestänge. Dazwischen Blut und tote Hasen. Zerfetzte blutige kleine Leiber.

Kalenyk lag zusammengekrümmt da, das Gesicht im Steingeröll. Ich drehte ihn auf den Rücken und sah seine glasigen, weit aufgerissenen Augen, in denen Staunen und Verzweiflung erstarrt waren. Von der linken Schulter über die Brust hinweg zog sich eine tiefe, rote Wunde.

Ich setzte mich zu ihm und zog seinen Rucksack heran. Man konnte auf verschiedenes gefaßt sein, bis hin zu einem Butterbrot. Doch im Rucksack steckten unzählige kleine weiße Päckchen, die bei Berührung raschelten.

Kalenyk hatte Samen in seine Heimat mitgenommen: Stockrosen, Sonnenblumen, Blutbeeren... Tief unten fand ich ein Buch: aus einer alten, zerlesenen Ausgabe des "Kobsar" fiel ein weißer Zettel heraus. Aus den ersten Worten wurde mir klar, worauf ich gestoßen war: es war eine Dechiffrierung der Signale, die aus dem All kamen.

Nachricht 1. Expedition TI-N-TI - 1918. Ihr habt planmäßig das Aussehen der lokalen Einwohner angenommen. Infolge eines Fehlers habt ihr euch in vierbeinige Nager verwandelt. Der Apparat wurde während einer Auseinandersetzung zerstört. Wir erwarten eine Bestätigung.

Nachricht 2. Von allen Mitgliedern der Expedition 1918 hat nur eine Person überlebt. Alle anderen sind nach dem Unfall zur Welt gekommen. Ihr seid 800-850 an der Zahl. Ihr wollt alle in die Heimat zurückkehren. Wir erwarten eine Bestätigung.

Nachricht 3. Auf euren Wunsch in der Gegend der Stadt Nida zu siedeln, antworten wir folgendes: diese Stadt gibt es nicht mehr. Nennt einen anderen Ort.

Nachricht 4. Die Garde antwortet: "Aufnahme nicht möglich". Nennt einen anderen Ort.

Nachricht 5. Peliphien antwortet: "Aufnahme nicht möglich". Nennt einen anderen Ort.

Es folgten weitere Stadtnamen, die sich weigerten, die Umsiedler aufzunehmen. Alles sah aus wie ein übler Scherz. Die Landsleute zogen die Sache offensichtlich in die Länge und debattierten lange, ob man die Umsiedler überhaupt aufnehmen sollte. Was hinderte sie daran?

Es waren sieben Jahrzehnte vergangen, eine Zeit, in der sich das Leben auf deren Planeten grundlegend, und vermutlich nicht zum Besten verändert hatte. Daher waren Träger einer anderen Kultur, die von Eltern erzogen worden waren, die noch bessere Zeiten erlebt hatten, einfach unerwünscht. Indem sie immer wieder verlangten, einen neuen Siedlungsort zu nennen, überprüften sie gleichzeitig, wie weit die künftigen Repatrianten noch ihre Heimat kannten.

Meine Gedanken wurden von einem dünnen Wimmern unterbrochen. Ich sah mich um. Neben einem kleinen Stein saß verloren ein kleines Häschen. Es zitterte und sah mich an, wie man das einzige Wesen ansieht, das einem nahesteht. Dieser Blick war so menschlich und mitleiderregend, daß ich einen Kloß im Hals spürte. Nur weil ich die Zähne zusammenbiß, brach ich nicht in Tränen aus. Mich erfaßte eine schreckliche Wut, ich warf den Kopf in den Nacken, um zum Himmel zu schauen, doch er war rein und kalt.

Deshalb war der letzte Hase so unruhig gewesen oder eher die Häsin. Sie suchte ihr Kleines. Kalenyk mußte versucht haben zu erklären, daß man nicht abfliegen könne, weil ein Kind vermißt wurde. Doch die Männer hatten keinen Sinn dafür. Zum Glück.

Die kleinen Samenpäckchen der Stockrosen, der Sonnenblumen, der Blutbeere schimmerten weiß.

Ich suchte sie zusammen und tat sie in den Rucksack.

Was konnte ich noch tun?

Mit dem Rucksack und dem Häschen ging ich nach Hause.

Die Landhöfe begannen einen neuen Tag. Als ich die Höhe erreichte, hörte ich die ersten Hähne krähen, Hunde bellen und das Anlassen von Motoren.

Acht Uhr. Draußen war alles ruhig.

Das Tal war so weit von den Landhöfen entfernt, daß kein Mensch die Explosion gehört oder das Aufleuchten des Feuers mitbekommen hatte. Ein großer schwarzer Trichter gähnte an der Stelle, wo der Flugkörper gestanden hatte, seine zerstreuten Reste waren restlos niedergebrannt.

Wer würde meiner Erzählung Glauben zu schenken?

Kalenyks Aufzeichnungen waren für alle anderen nichts als Phantasien eines alten Menschen.

Der einzige Zeuge dieser Tragödie war außer mir das kleine graue Knäuel, das niemals ein Wort sagen würde. Vertrauensvoll preßte es sich

an meine Brust und sah mir von Zeit zu Zeit in die Augen. Es dachte anscheinend, daß ich zu denen gehöre, die fähig sind, sich für die Wahrheit einzusetzen oder sie zumindest nicht zu verraten.

Doch ich gehörte nicht zu ihnen.

Ich war ein einfacher Mensch.

"Was ist passiert?!"

Mein Aussehen hatte ihr einen Schrecken eingejagt.

"Dort im Tal wurde Kalenyk von einer Mine zerrissen."

"Wie? Wann?"

"Bestimmt in der Nacht. Geh hinüber... sag's ihnen..."

"Mein Gott!"

Erschöpft setzte ich mich auf einen Schemel und hielt immer noch das Häschen fest.

"Vater! Vater! Hast du mir ein Häschen mitgebracht?"

Andrijko hüpfte vor Freude, ich konnte mich kaum noch beherrschen und lächelte durch Tränen.

"Vater, das ist doch das gleiche Häschen!"

Er nahm es in die Arme, streichelte und küßte es.

"Vater, darf ich mit ihm spielen?"

"Natürlich."

"Und mit den Steinchen auch?"

"Ja, natürlich."

"Mutter hat sie weggesteckt und es verboten."

"Ich geb sie dir gleich."

Ich öffnete den Schrank und warf die Steinchen auf den Fußboden.

"Mutter hat gesagt, daß sie sehr, sehr teuer sind, daß man ein Auto dafür kaufen könnte."

"Mutter hat gescherzt. Man kann gar nichts für sie kaufen. Das sind ganz einfache Steinchen. Spiel nur damit."

"Und wenn ich sie verliere?"

"Verlier sie nur. Das sind ganz einfache kleine Steine. Für die kannst du nicht einmal einen Becher Sonnenblumenkerne kaufen."

## **Der Fluch der Liebe zu...**

Die Straße zum Dorf führte von einem Hügel hinab. Die Gestalt des Wanderers erschien in dem Augenblick, als die himbeerfarbene Scheibe der Sonne sich hinter den Horizont zu verstecken begann. Es hatte den Anschein, als wäre der Mann mit einem Schritt aus dem Licht getreten und auf dem Hügel über dem Dorf erschienen. So manches kann einem erscheinen...

Der Mann näherte sich langsam dem ersten Hof, blieb stehen und lehnte sich erschöpft an den Pfosten des Seitentors. Er trug einen ziemlich abgetragenen Übergangsmantel, der ursprünglich hellbeige gewesen sein mußte. Der Mantel hatte einen ungewöhnlichen Schnitt, er reichte bis an die Knöchel, statt eines Kragens hatte er eine Kapuze. Die intelligenten Gesichtszüge des Fremden strahlten Ruhe aus, die grauen Augen schauten sanft und gedankenvoll in die Welt. Nur ein Umstand störte den allgemeinen Eindruck - trotz des Spätherbstes steckten seine bloßen Füße in einfachen Hauspantinen.

Der Hofhund nahm den Fremden wahr, erhob sich, machte einen Schritt nach vorn und bellte warnend kurz auf... Der Hund war groß und stark, man sah ihm an, daß er nicht gerne scherzte.

Kaum jemand hätte nach einer solchen Warnung gewagt, den Hof zu betreten, um so mehr, als der Wächter nicht angekettet war. Doch der Mann lächelte nur und fragte freundlich:

"Weshalb regst du dich auf? Ich bin kein Dieb."

Mit diesen Worten öffnete er ruhig das Seitentor und betrat den Hof.

"Bars, ruf lieber den Hausherrn. Ich bin müde, hab keine Lust, die Treppe hochzusteigen."

Da der Unbekannte ihn bei seinem Namen gerufen hatte, neigte der Hund den Kopf und bellte einige Male, um die Hausherrn zu rufen. Es sollte heißen: seht selber nach, wer zu euch gekommen ist.

Auf das Gebell hin kam eine junge Frau heraus. Ihr fiel sofort alles Seltsame an der Gestalt des Unbekannten auf, sie ließ es sich jedoch nicht anmerken.

"Guten Tag, junge Frau", begrüßte sie der Unbekannte und neigte leicht den Kopf.

"Ich wünsche auch Ihnen einen guten Tag", antwortete die Frau. "Sie möchten bestimmt zu meinem Mann?"

"Ich wollte eigentlich darum bitten, hier übernachten zu dürfen. Ich habe einen weiten Weg und bin ziemlich müde geworden..." Die junge Frau hob erstaunt die Augenbrauen. Heutzutage machte man sich nur aus zwei Gründen zu Fuß auf den Weg: entweder hatte man leere Taschen, oder man war nicht ganz bei Sinnen. Was das Letztere anbetraf, so sagte der kluge Blick der grauen Augen darüber viel mehr als alle möglichen Beweise. Es ging also um Geld! Der arme Mann tat ihr aufrichtig leid, er war sicher bestohlen worden, oder ihm war sonst etwas Übles widerfahren. Der unerwartete Gast sah weder nach einem Trunkenbold aus noch nach einem Landstreicher.

"Sie können bei uns übernachten, aber Sie müssen schon entschuldigen, ich bin mit den Kindern allein, solange mein Mann nicht von der Arbeit zurück ist, kann ich Sie nicht ins Haus lassen. Sie wissen selbst, was sich draußen so tut...", doch als sie sich bewußt wurde, daß sie ein Wort zuviel gesagt hatte, versuchte sie, es abzumildern:

"Sie wissen selbst, was sich heutzutage so tut. Glauben Sie ja nicht, ich hätte Sie im Sinn gehabt, doch es heißt, daß den Geschützten Gott schütze. Drüben", zeigte sie mit der Hand, "steht das Scheunentor offen. Dort liegt frisches Heu. Legen Sie sich hin und ruhen Sie sich aus. Wenn mein Mann nach Hause kommt, reden Sie mit ihm... Er muß das sowieso entscheiden..." schloß sie und führte ratlos die Arme auseinander.

"Vielen Dank", antwortete der Fremde höflich. "Eine solche Bleibe reicht mir vollkommen. Ich hatte bereits ganz andere..."

Der Duft des Heus umhüllte seinen erschöpften Verstand, das weiche Lager wiegte seinen Körper ein, der Mann glitt in den Schlaf...

Er wurde wach, als auf der Veranda schwere Schritte zu hören waren.

"Wir haben einen Gast!" teilte die Frau dem Hausherrn mit, sobald er durch die Tür kam.

"Wer ist es?"

Seine Stimme war voll und müde.

"Ich weiß nicht... Irgendein Wanderer... Macht einen guten Eindruck. Nur scheint er völlig erledigt zu sein. Vielleicht von einem Unheil oder einer Krankheit... Er bittet um eine Übernachtung. Ich habe ihn ins Heu geschickt. Ist es richtig?"

"Meinetwegen... Da wird er keinen anderen Platz beanspruchen... Und wird uns hoffentlich die Scheune nicht anstecken..."

Der Hausherr schwieg eine ganze Weile, er war dabei sich auszukleiden. Dann hörte man erneut seine volle Stimme.

"Geh und sieh nach, was er braucht. Gib ihm etwas zu essen. Aber bitte ihn nicht ins Haus. Ich bin hundemüde. Mir ist nicht nach Gästen zumute... Und sag ihm, wenn er rauchen will, soll er nach draußen gehen..."

"Werd ich tun", willigte die Frau ein. "Er riecht nicht nach Alkohol... er muß krank sein... Nein, es hat keinen Sinn, ihn ins Haus zu rufen, er könnte uns Flöhe oder sonst was einschleppen. Heu ist genug in der Scheune, die Nächte sind noch warm, irgendwie wird er schon übernachten. Soll ich ihn fragen, weshalb er zu Fuß unterwegs ist?"

"Nicht nötig. Wir haben sowieso kein überflüssiges Geld, und wenn er...", der Mann machte eine Pause, "dann wird man ihn gar nicht los. Die sind alle so... Wenn sie erst anfangen über ihr Leid zu klagen..."

Der Wanderer im Heu lächelte sanft und schüttelte den Kopf. In etlichen Häusern war er so empfangen worden... In anderen Fällen hatte man ihn nicht einmal auf den Hof gelassen.

In der Türöffnung stand die junge Frau, in einer Hand hielt sie einen dampfenden Milchtopf, in der anderen einen Brotfladen. In einer Tasse schimmerte weißer Zucker.

"Essen Sie erst einmal zu Abend. Zum Frühstück wird es etwas Kräftigeres geben. Was wir im Augenblick haben, das wollen wir gerne teilen. Wir haben keine Gäste erwartet. Übernachten Sie hier", sie lächelte sanft, "mein Mann ist nicht in bester Laune nach Hause gekommen. Eine Decke bringe ich Ihnen später."

"Bitte, machen Sie sich keine Umstände. Ich werde mich tiefer ins Heu legen, das wird mir reichen. In dieser Kleidung kann man sich nicht unter eine Decke legen, und das Ausziehen macht Umstände." Nach diesen Worten langte er nach dem Essen.

"Oh", rief die Hausfrau, "was ist mit Ihren Handflächen?"

Der Mann besah seine Handflächen. Seine Wunden bluteten wieder, das Blut fiel in großen Tropfen auf den Boden.

"Das ist nichts," antwortete er und lächelte sanft, um die erregte Frau zu beruhigen. "Alte Wunden, die sich aufgetan haben... Scheinbar wird das Wetter wechseln. Beachten Sie das nicht."

"Aber nein", rief die Hausfrau und stellte das Essen auf den Häckselschneider ab. "Das geht nicht. Ich bringe gleich Salbe und Verband. Sie könnten eine Blutvergiftung bekommen."

Nach einer Weile waren seine Hände verbunden, und noch etwas später lag der satte Wanderer in den trockenen, duftenden Gräsern und lauschte in die nächtliche Stille.

...Sie wedelt wieder mit dem Schwanz, und ich stehe da mit einer langen Nase, träumte Bars und schnarchte. Sie sagt, daß nur so ein alter Dummkopf wie ich in einer alten Hundehütte schlafen und Flöhe züchten kann. Sie sagt, während alle anderen, die normal sind, nachts losziehen, um sich das zu holen, was unbehütet herumliegt, würde ich fremdes Gut bewachen. Als der Verstand des Mannes seine Gedanken berührt hatte, fuhr der Hund zusammen und knurrte unzufrieden.

Zuerst hatte er sie grau und fast tot gesehen. Sie streckte sich vor ihm hin, so weit das Auge reichte, und wartete auf seine Hände, um den Winterschlaf abzuschütteln und wieder lebendig zu werden. Er ging über sie und hinterließ im Rücken eine schwarze Spur, die dampfte und

lebendig war. Später, nach einer für seine Hände endlosen Zeit war sie ganz schwarz geworden und hatte nach Nahrung verlangt. Und so schritt er abermals von einem Ende zum anderen und gab ihr mit Schweiß und seiner Hände Arbeit Nahrung.

Als sie grün geworden war, hatte in seinem Leben ein Fest eingesetzt. Er strich zärtlich über das seidene Vlies und freute sich... So lange bis das Grün erneut nach Nahrung verlangte...

Der Hausherr war so erschöpft von seiner Arbeit, daß er gar nicht merkte, daß jemand seine Träume verfolgte. Selbst wenn er es gespürt hätte, wäre er nicht empört gewesen. In seinen Träumen gab es keine Geheimnisse. Im Frühjahr träumte er von der Saat, im Sommer von der Ernte, im Herbst von der Sicherstellung des Winterfutters, und nur im Winter träumte er von allem zusammen: der Saat, der Ernte und dem Winterfutter.

Als der Gast die Träume der Kinder berührt hatte, mußte er unwillkürlich die Augen zukneifen von all dem Licht und den Farben, die sich über ihn ergossen. Ein solches Feuerwerk an Glück und Freude hatte er schon lange nicht mehr in Kinderträumen gesehen.

Nur die Hausfrau schlief ohne Traumgebilde.

Ihre Träume, Freuden und Sorgen begleiteten sie den ganzen Tag.

Und wenn alle endlich eingeschlafen waren, ruhte sie sich einfach aus, sammelte Kräfte für die Tretmühle des nächsten Tages voller Sorgen und Freuden, die das Schicksal einer einfachen Frau ausmachten.

Der Wanderer erhob sich leise und verließ den Hof.

Er liebte sie alle. Die Guten und die Bösen... Sie hatten ihn vergessen und erkannten ihn nicht mehr. Daher war ihm nichts anderes geblieben, als von Haus zu Haus durch die Welt zu ziehen in Erwartung jenes letzten Tages, an dem ER besser als alle Anwälte der Welt sie würde vor dem Angesicht seines Vaters verteidigen können. Sie, die vom schrecklichsten Fluch, der SELBSTLIEBE gekennzeichnet waren.

## **Die Seele des Flusses**

Saschko Samussenko schwamm bereits den dritten Tag auf dem Fluß Rosj.

Zur Mittagszeit brannte die Sonne unbarmherzig auf sein gelblich-blaues, zu einer Blase aufgedunsenes Gesicht. Die Blase breitete sich immer weiter aus, der Leib zersetzte sich und nahm immer mehr Flußgerüche in sich auf. Der Fluß begann ihn allmählich zu verdauen.

Doch Saschko war das gleichgültig. Er liebte die Sonne, weil sie unentwegt sein bereits verdünntes Hirn wärmte, in seinem Kopf siedeten wie in einem Topf Bilder und ihm liebe, warme Erinnerungen. Saschkos Geist tummelte sich währenddessen auf der Erde und stand im Rücken seiner Angehörigen.

Die Nacht kühlte ihn ab, die Blase des Gesichts kam zur Ruhe, der Mond drang wie ein Stachel in sein Hirn und ließ alles, was sich angestaut hatte, in die kalte Endlosigkeit hinaus. Da verwandelten sich die lieben Erinnerungen in Rotte, die zarten Bilder in warmen Flußschlamm.

Doch Saschkos Geist ließ sich nicht unterkriegen. Es reichte ihm nicht, Tau des Alls zu sein. Er war noch jung und tollkühn, deshalb wollte er nach Hause, zu seinen Angehörigen und wollte verstehen WARUM SASCHKO SAMUSSENKO UMGEBRACHT WORDEN WAR.

Dann verwandelte derjenige, der sich Gott nannte, Saschko in eine kleine Mücke und ließ ihn gemeinsam mit dem Nebel über dem Fluß Rosj schweben.

Am Ufer, verschmolzen mit der Finsternis, stand Petro Taborskyj, er starrte den sich verändernden Fleck des Mondes auf der Oberfläche des Wassers an. Er wartete, ob nicht unversehens ein Schatten, der Schatten von Saschkos Körper vorbeiziehen würde. Doch der Leichnam blieb an irgendeinem Wurzelgeflecht hängen oder drang unter einen glitschigen

Stein und blieb dort so lange hängen, bis Taborskyj wegging. So wollte es derjenige, der sich Gott nannte, denn so mußte es sein.

Saschko kannte Petro von klein auf. Ihre Häuser standen fast gegenüber an der gleichen Straße. Sie hatten die gleiche Schulklasse besucht. Sie waren beide ehrgeizig und wollten die Ersten sein. Eigentlich prügelten sie sich nie, eher prügelten sie andere. Ihre Familien waren ärmlich.

Doch Saschko hatte einen Onkel, der in Kiew lebte und dort im Staatsbetrieb "Granit" mit dem Schleifen von Granitblöcken beschäftigt war. Er schenkte Saschko zuweilen verschiedene kleine Steine und Kristalle und brachte ihm ihre Namen bei. Saschko schrieb sich diese Namen auf und versteckte die kleinen Steine in Schachteln. In seiner Sammlung gab es Porphyr, Serpentin, Travertin (das war Wasser, das zusammen mit Erde und kleinen Wurzeln erstarrt war), Saschko spielte gerne damit. Er setzte aus den Steinen Bilder zusammen, betrachtete unentwegt die roten, grünen, goldenen, silbernen winzigen Äderchen und hatte gelernt, sie durch Berührung auseinanderzuhalten. In ihrem Dorf gab es einen Granitsteinbruch. Saschko begann ihn aufzusuchen und sich eine Sammlung anzulegen.

Petro interessierte sich nicht für Saschkos Leidenschaft, auch den anderen Dorfjungen war all dies gleichgültig, denn was waren schon Steine? Gab es die nicht auf Schritt und Tritt? Doch als Saschko von seinem Onkel eine geschliffene Glaskugel erhielt, da beneideten ihn alle. Die Kugel war aus reinem Glas, etwa so groß wie ein Taubenei und schien von innen zu leuchten. Sie leuchtete besonders stark, wenn man sie an einem sonnigen Tag auf den Flußgrund legte. Sogar in der größten Tiefe konnte man ihren Strahl sehen, die Jungen hatten den Eindruck, daß die kleine Kugel sie ansah. Eines Tages riß Petro die Glaskugel an sich, legte sie auf einen Stein und zerschlug sie mit einem alten Eisenstück. Saschko schrie auf. Die kleine Kugel zerstob in winzige Stückchen, ihre Glastropfen fielen langsam wie winzige Blätter auf den Wassergrund. Petro sah ins Wasser und sagte: "Das war's!"

Der Onkel hatte noch viele Glaskugeln mitgebracht, doch Saschko trauerte der ersten besonders lange nach.

Die kleine Mücke saß auf dem alten Birnbaum und hörte zu, wie die Mutter schrie. Sie schrie so, wie man Tote beklagte. Dabei wußte noch niemand, daß Saschko tot war. Doch die Mutter wußte es. Sie hatte Saschkos Tod sogleich gespürt. Noch an dem Morgen nach jener Nacht, als Saschko starb, kam sie in den Gemeinderat gelaufen und sagte: "Saschko wird vermißt... Gegen Abend hat er seinen Traktor in der Nähe des Hauses stehen gelassen und ist mit den jungen Männern fortgegangen, um die Geburt seines kleinen Sohnes zu feiern. Nun ist es Morgen, er müßte zur Arbeit... doch er ist nirgends zu finden... Er ist für immer verschwunden..."

Saschkos Sohn war erst acht Tage alt. Die Muttermilch war heiß, sie verbrühte den kleinen Mund. Und es gab sehr wenig davon - zwei, drei heiße Tränen. Halja, Saschkos Frau massierte ihre brennende, angeschwollene Brust und stöhnte. Die Brüste waren wie zwei heiße Brotlaibe. Sie waren wie zwei in der Sonne glühende Kirchtürme. Die Schwiegermutter mied die junge Frau wie etwas Schmerzhaftes und Krankes. Der kleine Junge weinte, während Halja ihn mit jenen glühenden Ziegelsteinen nährte, wobei sie ebenfalls weinte. Doch sie weinte still vor sich hin, damit es keiner hörte und sah. Aus ihrer Brustwarze floß etwas Blut. Der Schmerz begann sich zu legen. Nach einer Weile schlief der Sohn ein.

Dann legte sie sich mit dem Kleinen hin und versank in Fieberträume.

Sie träumte von der alten Serunka, die mitten im Dorf lebte und die letzten Jahre nicht mehr das Haus verlassen hatte. Sie besaß keinen Menschen auf der Welt, und die Leute erzählten, daß sie eine Hexe sei. Keiner liebte die Alte, und die Alte mochte ebenfalls niemanden. Ihr Blick waren zwei stechende Splitter, die Mütter versteckten ihre Kinder vor ihren kalten, bösen Augen. Die Alte war hochmütig. Sie litt zunehmend an Asthma, das im Volksmund "Kröte" genannt wurde. Die Alte hatte sich in ihrem Haus eingeschlossen und verließ es nur des Nachts. Die Nachbarn hörten dann, wie die Brunnenkurbel knarrte. Eines Tages, nach einem heftigen Schneefall, hörten die Nachbarn ein lautes Krachen. Ein beunruhigendes Echo hallte durchs Dorf. Die Leute

sprangen auf die Straße und sahen, daß das Dach der alten Serunka unter der Last des Schnees zusammengebrochen war. Aus dem schwarzen Trichter stieg ein weißer, lockiger Dunst- oder Rauchbaum rasch in den Himmel. Die Mutigsten drangen ins Haus. Es war keine Haus mehr sondern eine Wüste. Die Stubenwinkel waren voller Spinnweben. In der Finsternis der Öde herrschte das schwere Schweigen des Planeten der Einsamkeit. Nur inmitten der Stube stand ein voller Melkeimer mit Milch, die noch dampfte.

Halja versank in Fieberträume. Sie sah das Vergangene. Sie sah sich als Kind in jenem Haus, wie sie einen Finger in die Milch gesteckt und ihn nachher abgeleckt hatte. Die Milch war heiß. Die Milch war Feuer. Es floß ihr in den Magen. Brannte im Inneren. Stülpte sie von innen nach außen. An öden Orten seufzten die Planeten.

"Diese dumme Serunka! Hat damals das Kind beschrien, sie wird sterben und das ganze Leid zurücklassen..." Die alte Nataлка vom anderen Flussufer hörte, wie sich Halja quälte. Wenn sie aufstehen könnte, würde sie das damalige Beschreien aufheben. Doch dies war nicht möglich. Im Garten, an der Stelle, wo einst ein Blitz eingeschlagen hatte, war sie vom Schlag getroffen worden. Wie welches Kartoffelkraut, verkrümmt wie einen knorrigen Knüppel hatte man sie ins Haus getragen und auf den mit Hähnen bemalten Herdofen gelegt, wo man sie anschließend vergaß. Ob sie wohl sterben würde? Die Alte wußte, daß sie nicht starb, weil der gemalte Hahn noch nicht gekräht hatte. So lebte sie weiter dank Gottes oder dank des Teufels Geist.

Von ihrem Liegeplatz auf dem Herdofen sah sie, wie Saschko Samussenko auf dem Fluß vorbeitrieb. Doch sie durfte es nicht sagen, und es war auch niemand da, dem sie es hätte sagen können.

Halja fieberte wieder. Die kleine Mücke hatte ihre Flügel aufgeschlagen, ein neuer Tag hatte begonnen.

Wieder schien die Sonne, und wieder konnte Saschkos Kopf gut denken. Die aufgedunsenen, schwarzen Streifen an Stelle der Augen sahen die kleinen Mädchen, die am Ufer spielten und lachten, sie sahen

die Boote und die aufschlagenden Ruder. Der Fluß trug viel Wasser, die Ohren hörten die Rufe der Menschen, die ihn suchten und wütend fluchten.

Doch Saschko wollte ungeachtet dessen nicht an die Oberfläche kommen, seine Hand wollte nicht jemandes Ruder berühren. Seine Beine wurden vom Wasserstern umfaßt, im Nacken hatte sich ein Streifen schwarzer, drahtiger und sehniger Schlingpflanzen festgesetzt. Das war der schwarze Arm des Flusses. Er hatte Saschko an den Grund gebunden und zog ihn nun in die Tiefe. Er würde ihn nicht mehr loslassen. Denn das war der Wille dessen, der sich Gott nannte.

Eine frische Brise erfaßte seinen Körper. Saschko erkannte die Stelle.

Saritschka. Hier mündete Rohosjanka in den Rosj-Fluß. Hier stand auch sein Haus. An der unebenen Scheunenwand hatte sich die Radioantenne gelockert. Er hörte etwas über den Dreizack, die französische Lilie, das Reußische Evangelium, den Schwur der Bourbonen und der Valois. Weiter war nichts mehr zu hören. Die Welt war taub geworden. Die Schatten waren verschwunden. Bleiern und raubtierhaft glänzte der nackte, feste Grund, den ganze Generationen der Samussenkos festgetrampelt hatten. An diesem Tag leuchtete er so stark, als wäre die Sonne in den Hof gerollt.

Die Mutter würde nie mehr in weißem Leinen und dem hellgeblühten Kopftuch zu ihm herauskommen. Die Mutter wußte nicht, wo er war. Sie klagte nicht mehr, denn es war inzwischen Tag geworden. Sie saß auf der Bank und war dabei, Mohn zu reiben. Sie wollte einen Fladen mit Pflaumen und Mohn backen. Einen Fladen, wie er ihn in der Kindheit gegessen hatte.

Der Polizeiinspektor betrat gerade das Haus. Er fragte, ob Saschko jemals mit Taborskyj Streit gehabt hätte. Die Mutter schwieg und sah Halja an. Der Inspektor wiederholte seine Frage. Halja zog den Kopf ein, als wollte sie ihn verstecken. Im Haus wurde es still. Der Inspektor: "Olha und Iwan sagen, daß Taborskyj den ganzen Abend das Haus nicht verlassen habe."

Saschko hatte es mitbekommen. Er war zum Schatten der Gardine geworden, die sich leicht im Luftzug bewegte. Das war sein unregelmäßiger Atemzug. Die Seele bekam nur schwer Luft, sie mußte danach schnappen. Er begann allmählich das zu sehen, was ein Lebender nicht sehen kann.

Saschko wußte, daß Petro Olha besucht hatte, obwohl sie verheiratet war. Ihr Mann Iwan war ständig betrunken, er war von Natur aus kränklich und arbeitete nachts als Farmwächter. Wenn er getrunken hatte, ging er tagsüber mit einer Rose in der Hand singend durchs Dorf. Ihm liefen stets zwei Hunde nach. Iwan nannte sie "meine Bo-bo-jaren".

Olhas Haus stand an einem Hang über dem Deich. An jenem Abend hatte Saschko keine Lust zum Singen gehabt. Es war schon spät, er mußte früh zur Arbeit. Er stand vom Tisch auf, an dem Olha, Petro und Iwan mit der Rose saßen, und sagte, daß er bald zurückkäme.

Im Fluß war irgend etwas VOLLKOMMENES. Er war gut und gleichzeitig stolz. Lebendig wollte er nicht sagen. Es war geheimnisvoll und zugleich für alle offen. Saschko verstand, daß dieses Geheimnishaftes das Wasser und seine tiefgrüne Farbe schufen, das jeden Augenblick gefährlich werden konnte, insbesondere für böse, schlechte Menschen. Für gute Menschen und die Kleinen war der Rosj-Fluß stets sanft und fröhlich gewesen. Er versteckte das klingende Lachen der Kinder in die märchenhafte Dämmerung der Weiden und Espen, spülte die kleinen Leiber mit den braungebrannten Seiten und weißen Popos auf die flachen warmen Steinplatten, ließ seine Wellen die Körper kitzeln und schien selbst mit ihnen zu toben und zu spielen.

Saschko dachte an seine Kindheit. Er wurde dabei von Wärme überwältigt. Ein stilles Licht ging von ihm aus, in der Dämmerung der Nacht war alles am Summen, alles Lebendige zog Saschko an: die Fische im Fluß, die Insekten in der kühlen Luft, die Weinberg- und Nacktschnecken im nassen Gras.

Auch Petro war vom Tisch aufgestanden und sagte, daß er Saschko suchen wollte. Iwan war betrunken, Olha wurde ungeduldig. Sie sah

Petro verlangend an und machte ihm ein Zeichen, schnell zurückzukommen.

Als Petro aus dem Haus getreten war, bemerkte er sogleich Saschkos helle Gestalt am Fluß. Leise näherte er sich ihm von hinten und blieb stehen. Im Wasser schwammen um Saschkos Füße Schwärme von Fischen, die Frösche quakten, über seinem Kopf summten in der warmen feuchten Luft die Mücken, flatterten Nachtfalter.

Petro wurde unruhig. In seiner Brust wurde es kalt und leer, als hätte ihm jemand das Innere des Brustkastens ausgesogen. Ein solches Gefühl hatte er damals gehabt, als den Förster auf dem Motorrad umgebracht hatte. Petro hatte ein Drahtseil zwischen zwei Bäumen gespannt, der Kopf des Försters war von allein abgesprungen wie eine Melone. Genau so ein Gefühl hatte er gehabt, als er die vom nassen Klee aufgedunsenen Bäuche der Kühe mit Nadeln durchstochen hatte. Die Kühe waren auf den Dung gestürzt und piffen wie durchgestochene Reifen. Manchen stach er die Bäuche auf, die armen Tiere irrten in Gruppen herum und schleppten ihre Gedärme hinter sich her. Die halbe Herde hatte überlebt, er hatte sogar eine Uhr geschenkt bekommen. Retten oder zerstören - Petro war es gleichgültig. Er hatte Freude daran, Schmerz zuzufügen. Er wußte, daß es gut war und nicht nur ihm wohl tat.

Saschkos Geist verweilte in der Vergangenheit und hatte auf seinem Scheitel die Form eines Wirbels angenommen. Er sah Petro, sah seine grauvollen Augen, hörte seine verfluchten Gedanken, wovon sich der Haarwirbel nur noch mehr bewegte und ringelte. Saschkos Kopf zuckte jäh. Petro packte einen Stein und traf den Wirbel.

Saschko starb auf der Stelle. Petro stand eine Weile über ihm und wärmte sich, da stieg ein winziges aus Dampf geformtes Männchen, das Saschkos Seele gewesen war, aus der toten Brust, zog silberne, spinnfadendünne Beinchen aus ihr heraus und glitt zum Himmel. Als es an Petro vorbeikam, berührte es mit der winzigen Hand seinen Kopf.

Petro kehrte ins Haus zurück. Iwan schlief, das Gesicht auf dem Tisch. Die Rose lag daneben. Petro sagte: "Saschko ist nirgends zu finden."

Saschko hatte, Gott sei Dank, alles gesehen. Er fühlte sich wohl, und er beachtete nicht, daß ein alter, klotzdicker Wels an seinen Zehen nagte. Die Zehen brachen wie Strohhalme und fielen wie Federkiele auf den Grund. Saschko fühlte sich wohl. Er betrachtete mit den dunklen Streifen, die anstelle seiner Augen getreten waren, den mit Zehen übersäten Schlamm und entdeckte plötzlich die leuchtende Glaskugel. Sie lächelte ihn an. Sie schillerte und winkte ihm mit ihrem goldenen Auge zu.

Saschko wurde müde, mit dem Wels zu reden, der sich beim Kauen an seinen Großvater erinnerte, als dieser noch Saschkos Großvater gekannt hatte. Saschko wollte nicht zu den Menschen zurückkehren, die über den Fluß fuhren und unentwegt fluchten. Einen Streifen schwarzer, drahtiger Schlingpflanzen, die seinem Kopf entsprangen, zog es mächtig zur leuchtenden Kugel auf dem Flußgrund. Saschko trieb im Wasser - sein aufgedunsener Körper ringelte sich zu einem Wirbel, seine Füße zog der Schlamm ein, zartes Hornkraut bedeckte sein Gesicht. Alles Wasser floß in seinen Mund. Alles drang in ihn ein: der Wels mit seinem Großvater und Saschkos Großvater, die alte Serunka, die alte Nataлка, seine Frau Halja, die Mutter und Petro.

Alles was lebte und gestorben war, drang in ihn und ergoß sich in ihn.

Langsam wurde er selbst zu Flußschlamm, kippte von der Schwere der Gedanken um, doch zuweilen straffte er sich und drehte sich im Tanz mit der reißenden Strömung. Und das war für ihn das höchste Glück.

Nur zuweilen gab derjenige, der Gott heißt, aus angeblicher Güte Saschko freien Lauf. Dann beugte sich das aus Dampf geformte winzige Männlein über dem von der Mutter aus dem Ofen gezogenen heißen Mohn-Pflaumenfladen und zog seinen Duft und seine Kraft in sich ein. Und wenn der Vollmond den schwarzen Himmel durchzog, setzte er sich als kleine Mücke auf die winzige Oberlippe des Säuglings, versuchte mit seinem Stachel das kleine Näschen zu erreichen. Er nahm den leichten Kinderatem wahr und atmete zusammen mit seinem Sohn.

## Die Abflußmaschine der Zeit

Die Wasserspülung der Toilette rauschte mächtig, und ich ahnte, daß bald alle Nachbarn zusammenlaufen und fluchend die Tür meiner Einzimmerwohnung einschlagen würden. Jeder Laut, der tagsüber kaum zu hören war, verwandelte sich nachts in grellen Mißklang. Das Summen einer winzigen Mücke kann einen Tauben in den Wahnsinn treiben, ja sogar zum Selbstmord führen. Doch nur nachts.

Das Wasser spülte hinunter, was es hinunterzuspülen hatte. Das Wasser ist die beste Metapher der Zeit. Es vernichtet, genau wie die Zeit, Spuren und läßt nur Erinnerungen zurück. Zweimal ins gleiche Wasser kann man nicht steigen. Ich hatte es auch nicht vor.

Ich setzte mich auf den Wannenrand und zündete mir eine Zigarette an. Sie liegen stets griffbereit auf einem Regal, weil ich ungern im Zimmer rauche. Der Tabakgeruch ist schwerer als der Tabak selbst. Deshalb rauche ich im Bad.

Der Rauch breitete sich langsam in der Luft aus. Und ich überlegte, daß auch der Rauch keine schlechte Metapher für die Zeit war. "Wie Rauch zergangen...Wie Rauch vergangen..."

Die Zeit. Was ist Zeit? Die vierte Dimension? Oder vielleicht die erste? Oder gar keine?

Gott, welch ein Blödsinn! Wozu all dies Philosophieren? Ich inhalierte und blies eine dünnen Rauchsäule aus. Weshalb dachte ich nur über die Zeit nach? Nun, weil es bereits zwei Uhr nachts war. Das zeigte sehr deutlich der Wecker, der auf dem Fernseher stand. Man konnte ihn, wenn man über ihre Schulter blickte, vom Bett aus sehen. Und sie saß im Sessel.

Ich glaube, daß mir klar wurde, weshalb ich an die Zeit dachte. Mich interessierte nicht, wie spät es war. Ich bemühte mich, nicht AN DIE ZU DENKEN, DIE IM SESSEL SAß.

Ich hatte sie sofort erkannt, als ich die Augen geöffnet und das Licht angemacht hatte. Ich glaube, daß mir der Schweiß sogar an den Fersen ausgetreten war. Die Angst verwandelte sich in Erstarrung, und in diesem Zustand glotzte ich sie an.

Die Augen. Große, durchdringende, doch gute und ein wenig spöttische Augen. Fantastische Gesichtszüge. Auf dem rasierten Kopf eine Art goldener Tiara. Das Kleid aus sehr dünnem Gewebe. Stolze Haltung. So sitzen nur Königinnen.

Ja-ja-ja. Etwas begann sich in meinem verschlafenen Bewußtsein zu klären.

Sie war in meinem Zimmer. Saß im Sessel. Man nannte sie... Nofretete. Nein, heute wird niemand mehr so genannt. Zur Zeit sind Namen in Mode wie Ljuda, Swjeta, Natascha, Lada, Lessja, Diana, Tanja...Nicht Nofretete. Es kann und darf nicht sein. Die gab es nur einmal. Es hatte sie gegeben. Doch sie konnte nicht heute in meiner Wohnung sein.

Oje! Doch sie war drin. Sie war dort in meinem Zimmer! Im Sessel...

Wir begannen, uns langsam die gelesene Phantastik in Erinnerung zu rufen: Strugatski, Beljajew, Jefremow, Lem... Keine Zeitversetzung. Die Zeitmaschine. Das war Wells. Und? Es fiel mir sonst nichts ein.

Doch das konnte, das durfte nicht sein!

Ich drehte den Wasserhahn auf und wusch mir das Gesicht..

Ohne es abzuwischen, zündete ich mir eine neue Zigarette an.

Ich hatte sie gesehen. Mit meinen Augen. Bevor ich ins Bad geflohen war.

Aufmerksam betrachtete ich mein nasses Gesicht im Spiegel, zog an den unteren Augenlidern. Alles schien normal zu sein. Unter der Bedingung, daß ich dem Glauben schenken konnte, was ich im Spiegel sah. Wenn hier alles in Ordnung war, dann saß sie, ganz echt, dort drüben... Entsetzlich!

Stop. Und wenn man den Augen keinen Glauben schenkte, was dann? Dann war sie nicht im Zimmer? Doch dann bräuchte ich nicht im Bad zu

sein, sondern wäre woanders. Im Bett zum Beispiel. Und könnte einen Traum haben. Also hatte ich nur geträumt. Oder ich träumte immer noch. Weshalb empfand ich mich dann als wach und echt? Ich wollte versuchen, mit der Stirn gegen die Wand zu schlagen. Bumms!

Es tat weh. Im Traum konnte es schrecklich, beängstigend, entsetzlich sein. Doch nicht schmerzhaft. Das wußte ich. Ich weiß nicht woher, doch ich wußte es. Jetzt war es nicht beängstigend, ich war fast wieder ruhig. Doch ich fürchtete mich, meinen Versteck zu verlassen. Denn wenn ich sie wieder sah, was sollte ich dann tun? Ich wüßte nicht einmal, in welcher Sprache ich mich mit ihr unterhalten sollte. Eigentlich ja: auf altägyptisch. Nur kannte ich diese Sprache nicht.

Und wenn es ein Gespenst war? Ich glaube nicht an Gespenster. Es kann sie nicht geben. Das wußte ich noch aus der Schule, und die Schule hat normales Wissen vermittelt. Sie konnte es also gar nicht sein. Das war entweder Phantastik, die in Realität übergegangen ist, oder Realität, die ich mir so nicht vorgestellt hatte, oder in meinem Zimmer befand sich ein Gespenst. Das war bereits Mystik. Doch ich glaube auch an keine Mystik.

Ich glaube, ich glaube gar nicht. Mitternacht. Was macht es aus, woran ich glaube? Und glaube ich überhaupt an etwas? Unabhängig davon, woran ich glaube, habe ich sie gesehen. Vor kurzem in meinem Zimmer. Sie saß dort im Sessel.

Versionen. Andere Versionen waren notwendig. Glaubwürdigere, realistischere. Beispielsweise die Version, daß sich jemand über mich lustig machen wollte. Bekannte? Freunde? Wozu hatten meine Bekannten das nötig? Welche Freunde? Ich habe keine Freunde, noch dazu Freunde, die sich solche Scherze mit mir erlauben würden.

Es gab keine weiteren Versionen. Von meiner Angst war nichts mehr übriggeblieben. Vielleicht nur noch ein winziger Rest von Angst, der mir nicht erlaubte, das Bad zu verlassen und mich dazu zwang zum vierten (oder fünften mal) zu rauchen - ein kleiner Rest von Angst, noch einmal Nofretete zu sehen.

Doch warum hatte ich angenommen, daß es sich um die ägyptische Königin handelte? Wer sonst sollte es sein? Ein Gespenst? Da war ich schon wieder bei meinen alten Überlegungen.

O nein, mit mir konnte man sich solche Dinge nicht erlauben. Ich werde ganz einfach das Bad nicht mehr verlassen und Schluß! Was heißt "Schluß?". Was meinte ich, als ich "und Schluß!" sagte? Würde ich weiterhin hier sitzen und dem Gesang der Spülung zuhören? Würde ich mich weiterhin vor der fürchten, die in meinem Sessel saß? Ich war schließlich ein kräftiger Mann, außerdem lebte ich, falls man den Politikern glauben sollte, in einem europäischen Land. Ich habe Angst vor einer alten Königin oder einem Gespenst bekommen und mich freiwillig in einen Gefangenen verwandelt. Ich habe in der zehnten Klasse sogar den "Anti-Düring" durchgelesen. Zwar hatte ich nichts davon verstanden, doch ich habe ihn durchgelesen. Das war sogar schrecklicher als das, was drüben im Zimmer vorging.

Ja, was tut sich dort eigentlich? Ich horchte, hielt sogar den Atem an. Kein Laut. Eigentlich störte der Wasserbehälter. Im Grunde gab es dort niemanden. Das konnte auch nicht sein. Das Licht war an, wenn dort etwas war, würde ich es sehen. Oder sie. Ich wollte gleich hinausgehen. Noch einmal wollte ich mich im Spiegel sehen und dann hinausgehen. Mein Gott, welch ein Feigling ich bin! Voller Angst, die geröteten Augen sehen hin und her. Das mußte davon kommen, daß ich meinen Schlaf unterbrochen hatte.

Das wär's. Ich gehe. Man muß schlafen und nicht rauchen. Wovor habe ich Angst? Vor niemandem. Nicht einmal vor ihr. Wirklich? Nein, ich fürchte mich. Ich fürchte mich, daß ich sie SEHEN KÖNNTE. Vor ihr selbst habe ich überhaupt keine Angst.

Was tun also? Mir scheint, ich hab's. Ich bleibe noch eine Weile sitzen. Einfach darum. Hatte sie mich gesehen? Ich glaube schon. Wenn sie echt ist, wird sie mich suchen wollen, und ich werde es hören. Wenn sie ein Gespenst ist, wird die Tür zum Bad kein Hindernis für sie sein. Also warten wir lieber ab.

Es ist schon merkwürdig. Ich bin der eigentliche Herr dieser Wohnung und habe Angst. Mir ist dort irgend etwas erschienen, und ich habe es für bare Münze genommen. So oft im Leben fassen wir Dinge als wahr auf, daß es einem schaudert. Man sagt uns etwas, und wir glauben daran. Und mit diesem Glauben an nichts sterben wir.

Ich bin ein Feigling. Ich werde gleich hinausgehen und mir beweisen, daß niemand im Zimmer ist. Ich werde mir beweisen, daß es Phantastik ist, nichts als Literatur, daß Gespenster nur in einer kranken Phantasie leben, daß die Toten nicht so mir nichts dir nichts ihre Gräber verlassen und sich tausende Kilometern von ihrem Grab entfernt in einen gewöhnlichen Sessel einer Chruschtschowschen Einzimmerwohnung setzen können.

Worüber der Maikäfer wohl nachdachte, den man in eine Streichholzschachtel gesteckt hatte? Ich fühlte mich unversehens in der Rolle dieses Maikäfers - als ein unbeholfenes Wesen, eingezwängt in seinen harten Panzer. Eingezwängt im dunklen Raum des winzigen rechteckigen Kartons war ich lediglich dazu fähig, ihn mit kleinen Antennen abzutasten und nachzudenken, nachzudenken, nachzudenken... Gedanken ohne Freiraum. Gedanken mit amputierter Bewegungsfunktion. Werde ich jemals aus dieser Streichholzschachtel hinauskommen? Was hält mich hier am Leben?

Ich wusch mich erneut und rauchte wieder. Die Angst, sie hatte mir Hände und Füße gefesselt. Nein, ich fürchte mich nicht vor Nofretete. Obwohl sie uralte und ungewöhnlich war, so ist sie doch eine Frau gewesen. Kein Monster, keine Göttin, keine unheimliche Naturkraft sondern eine einfache Frau. Ich fürchte mich vor der Gewißheit, daß dort in meinem Sessel Nofretete sitzt. Sich zu vergewissern, das ist das Beängstigende.

Werde ich jemals aus dieser verfluchten sanitären Einrichtung hinauskommen? Eines Tages bestimmt. Doch vorläufig sitze ich auf dem Wannrand, rauche und überlege, überlege, überlege...

Und ich glaube, daß ich mich vor mir selbst gut versteckt habe...

## **Das gespenstische Haus**

Sein Stockwerk hätte längst kommen müssen, doch die enge Treppe wand sich immer weiter nach oben. Die Wände waren mit großartigem Marmor verkleidet, Kälte wehte von ihnen herüber, und Marko wurde es zunehmend kühl. Hin und wieder standen große, runde Fenster, die von schwarzen Marmorkränzen umgeben waren. Die Fenster waren vergittert und verdunkelt. An einem Fenster war die Scheibe ausgeschlagen, und Marko sah zu seiner Verwunderung eine unverputzte Mauer aus Ziegelsteinen dahinter.

Wozu bringt man an einer blinden Mauer ein Fenster an? fragte sich Marko, während er nach oben stieg.

Die Treppe wand sich um einen Aufzugsschacht, der mit einem dichten Stahlnetz umgeben war, doch man konnte nirgends eine Tür entdecken. Marko zweifelte sogar, ob er unten eine Tür gesehen hatte.

Wozu der Aufzug in diesem Haus? fragte sich Marko und blieb erstaunt stehen. Er überlegte, ob er nicht umkehren sollte. Doch bei dem Gedanken, daß er hier unbedingt einen Menschen treffen mußte, dessen Adresse ihm seine Freunde gegeben hatten, und der ihm, wie sie sagten, helfen konnte, setzte er seinen Weg fort. Er ging und ging. Langsam geriet er ins Schwitzen, kam jedoch an keinen Treppenvorplatz. Marko lehnte sich an eines der runden Fenster und steckte sich eine Zigarette an. Er zog den Rauch tief in die Lunge ein und ließ ihn als dünne Säule wieder hinaus. Um sich zu beruhigen.

Es schien ihm, daß während dieser ganzen Zeit der Aufzug kein einziges Mal hochgefahren war. Oder er war so leise, daß Marko ihn nicht gehört hatte.

Überall herrschte eine unangenehme Stille. Doch sobald er einen Schritt tat, hallte er seltsam wider. Er hatte sogar gehört, wie tief unten irgendwo eine Tür laut ins Schloß fiel. Ob das von einem Luftzug kam? Marko versuchte Laute aufzufangen. Nichts - wieder nur Totenstille. Nur

der kalte Glanz des Marmors. Marko hatte einmal gehört, daß der Marmor eine höhere Ausstrahlung besaß. Wozu war die ganze Marmoraukleidung gut? Er steckte sich eine weitere Zigarette an und setzte langsam seinen Weg fort, doch die Treppe führte ihn zu keinem Stockwerk.

Wie lange gehe ich schon so? fragte er sich und sah auf die Uhr. Es war drei gewesen, als er das alte Haus mit dem schlafenden Steinlöwen am Eingang betreten hatte. Nun war es Viertel nach drei. Selbst wenn er fünf Minuten die Treppe hochgegangen wäre, hätte er bereits das dritte Stockwerk erreichen müssen, wo, wie seine Freunde gesagt hatten, jener Mensch lebte, von dem so viel in seinem Leben abhing.

"Das dritte Stockwerk?" rief er unerwartet aus und spürte, daß kalter Schweiß seinen Körper bedeckt hatte. Er erinnerte sich daran, daß das Gebäude, das er betreten hatte, nur zweistöckig gewesen war. Doch war es üblich, in einem dreistöckigen Haus einen Aufzug zu haben?

Marko wischte sich die nasse Stirn ab und schüttelte sich, als wollte er einen bösen Traum loswerden. Einen Traum? Er spürte die Treppe unter seinen Füßen, berührte mit der Hand den kalten Marmor, sah die runden Fenster mit der schwarzen Umrandung, hörte sein Herz laut pochen, spürte seine Beine zittern. Wenn er ein Eisenstück in der Hand gehabt hätte, wäre ihm wohler gewesen.

Blitzartig kam ihm die Idee, das Fenster einzuschlagen und um Hilfe zu rufen. Aus voller Kraft schlug er mit dem Fuß gegen das vergitterte Fenster, dessen Quadrate mit mattem Glas ausgefüllt waren, er schloß die Augen, damit die Glassplitter sie nicht verletzten. Doch er hörte kein Klirren. Das Glas blieb heil. Erst nach dem dritten Schlag ging eine kleine Scheibe zu Bruch. Dahinter befand sich eine Mauer.

Welch ein Albtraum hat sich meiner bemächtigt, dachte er und schüttelte den Kopf. Da fiel ihm plötzlich die Geschichte ein, die seine Großmutter von einem alten Stadthaus erzählt hatte.

In sehr alter Zeit lebte in jenem Stadthaus ein venezianischer Kaufmann. Er hatte im Erdgeschoß eine Weinstube, die die Bürger der

Stadt gerne aufsuchten. Sein Wein war vorzüglich. Doch die Menschen kamen nicht nur, um ein Glas Wein zu trinken. Sie kamen hierher, um die schöne Frau des Venezianers zu sehen. Sie kam zweimal am Tag aus ihren Gemächern zu den Gästen, mittags und abends, zusammen mit ihr wehte Frische und noch etwas unergründlich Aufregendes herein. Die Venezianerin erinnerte an ein wildes Reh, sie war geheimnisvoll wie jede rätselhafte Frau. Die Schöne begrüßte die Dauergäste, wünschte ihnen, auf ihr Wohl zu trinken, lächelte zauberhaft und verließ den Gastraum. Doch ihr Geist weilte noch lange im Raum, und die Männer hörten zu, wie ihre Herzen pochten. Sie fragten sich verwundert, womit der kleinwüchsige, rundliche Kaufmann mit den Glotzaugen diese Frau bezaubert hatte. Er trug stets einen langen Kittel mit tiefen Taschen. Mit seiner Geldgier erinnerte er an einen geizigen Krämer, doch er pflegte sich vor niemandem zu erniedrigen, buhlte um niemandes Gunst und erlaubte keinem, ihm zu nahe zu kommen. Wenn er ein schlimmes Wort über seine Frau oder sich selbst hörte, hob er nur seine kräftigen Brauen, die über seiner großen Nase zusammengewachsen schienen, und schaute finster drein.

Auf dieser Treppe, auf der ich jetzt stehe, muß, so manches Mal die Venezianerin nach oben gegangen sein, dachte Marko. In seinen Gedanken sah er, wie die schöne Fremde gemütliche Räume betrat, während unten die erregte Menge lärmte, Wein in sich hineingoß und großzügig ihr Geld ausgab. Der Venezianer eilte von Tisch zu Tisch, füllte die Gläser und steckte das Geld in die tiefen Taschen.

Die Männer kehrten mit leeren Börsen nach Hause zurück, ihre Frauen zeterten laut, schimpften auf den Venezianer und dessen Frau. Sie behaupteten, daß sich die Venezianerin zweifellos in der Zauberkunst auskannte und dem Wein Hexenkraut zufügte, anders könne es gar nicht sein. Darüber sprachen sie auch mit dem Pfarrer, dem sie heimlich frische Eier, ein Stück Butter, einen Becher Rahm, einen Wurstkringel oder ein Stück Schinken mitbrachten. Sie seufzten schwer und beklagten ihr Leben. Und alles nur wegen des Venezianers und dessen Frau. Ob sie wohl eine Hexe war?

In jener Zeit konnte man allein mit Gerüchten leicht einen Menschen auf den Scheiterhaufen bringen, es genügte, ihm eine Verbindung zu finsternen Mächten anzuhängen, nur mußte der Kläger eine Autoritätsperson sein. Der Pfarrer wußte genau, was die Frauen von ihm wollten, doch die Venezianerin hatte es ihm nicht weniger angetan als den anderen Männern der Kleinstadt, daher versprach er zwar den betroffenen Frauen, die an ihrem schweren Leben Schuldigen zu bestrafen, unternahm jedoch nichts.

Da die Männer den jähren Charakters des Kaufmanns kannten, hatte es keiner von ihnen je gewagt, der Schönen nachzustellen.

Doch eines Tages war ein junger Mann in die Kleinstadt gekommen. Als er die Venezianerin sah, konnte er den Blick nicht von ihr wenden. Er starrte sie einige Tag lang an und folgte ihr eines Abends unbemerkt. Der junge Bursche irrte einige Stunden durch das Treppenhaus und konnte keinen Ausgang finden.

Marko währte sich in der Rolle des Glücklosen, und er spürte die Kälte, die aus dem Keller hochstieg. Er sah, wie des Nachts, nachdem sich der Lärm im Gästeraum gelegt hatte und die Tür hinter dem letzten Dauergast geschlossen wurde, der erboste Kaufmann dem jungen Mann mit einem langen Messer entgegentrat.

"Es gelüftet dich nach Fremdem?" rief er heiser.

Der junge Mann lächelte verächtlich. Der Kaufmann stieß einen wütenden Schrei aus und stürzte sich auf ihn. Und da geschah ein Wunder. Die Wand neben ihm öffnete sich, jemand zog ihn herein, wonach die Wand wieder zuging und den jungen Mann vor dem wütenden Kaufmann rettete. Vor ihm stand die Venezianerin. Sie hielt eine brennende Kerze in der Hand und sah ihn mit traurigen Augen an. Sie nahm seine Hand (ihre Finger waren eiskalt) und führte ihn hinaus in den Hof. Der junge Mann sprang über eine hohe Mauer und landete in einer Gasse.

Man hatte ihn noch einmal vor dem Stadthaus mit dem schlafenden Löwen über dem Eingang gesehen, wie er auf der Straße stand und zu

den Fenstern des zweiten Stocks hinaufschaute, wonach er verschwand. Später verschwand auch der Venezianer und seine Frau, das Haus war in den Besitz des Magistrats übergegangen.

Vielleicht war der Venezianer gar nicht gestorben und lebte weiter in diesem Haus? Seine ahnungslosen Freunde hatten ihm vielleicht dessen Adresse gegeben? Von diesem Gedanken wurde Marko ganz heiß. Er blickte nach oben. Vielleicht stand dort oben der alte Kaufmann mit einem langen Messer und wartete auf ihn?

Nein, er vertrieb diesen Gedanken, wenn der Venezianer lebte, wüßte man es in der Stadt. Im Zusammenhang mit diesem Haus hatte er keine Gerüchte gehört.

Marko wurde unruhig. Gab es hier keinen Ausgang? War er so dumm, zu glauben, daß das eigene Schicksal von irgend jemandem und nicht von einem selbst abhing? Er war hergekommen, ohne jemanden benachrichtigt zu haben, wohin er ging. So würde niemand erfahren, wo er geblieben war.

Er hatte so stark an seiner Zigarette gezogen, daß sie zu zischen begann. Er erinnerte sich, wie er über das Kopfsteinpflaster gegangen war. Der Wind trieb gelbes Laub darüber. Auf einem Stein sah er einen Marienkäfer, der wie ein Tropfen Blut aussah. Der Käfer versuchte mühsam gegen den Wind und das Laub zu kriechen, das ihm entgegenwehte, und Marko war über seine Hartnäckigkeit erstaunt. Er würde nirgends ankommen, rundum standen lauter Steinhäuser. Das ganze Leben würde ihm nicht reichen, sie zu umgehen. Doch der Käfer bewegte sich hartnäckig weiter...

Er hatte beschlossen, die Treppe so lange hochzugehen, bis er ermüdete. Bis dahin mußte er irgendwo ankommen. Während er hochstieg, machte er mit der Kippe Zeichen an der Wand. Eine ganze Stunde war vergangen, doch die Treppe hatte ihn nirgends hingeführt.

Das Treppenhaus war gleichmäßig erleuchtet, doch er konnte keine Lichtquelle sehen. Von Zeit zu Zeit gab es dunkle Stellen, dann war die Treppe wieder beleuchtet.

Ich bin doch ein großer Dummkopf, daß ich so lange vergeblich gehe, um schließlich wieder auf die Straße zu gelangen, dachte er und setzte sich, um sich auszuruhen.

Dann beschloß er, seine Zigarette zu Ende zu rauchen und umzukehren. Er rauchte, und langsam kehrte seine gute Laune zurück.

Er ging nicht, er flog nach unten. Als die zweite Stunde verging, war allerdings von seiner guten Laune keine Spur übriggeblieben. Der Treppenabstieg hatte ihn ins Nirgendwo geführt.

Was ist das für eine Teufelei? Das ist doch unmöglich, daß ein Mensch so lange in einem zweistöckigen Haus herumirrt! Hier muß es einen Ausgang geben!

Der Durst quälte ihn. Er biß sich auf die trockenen Lippen und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Er erinnerte sich, daß die Venezianerin den jungen Mann gerettet hatte, und überlegte. Er ging weiter. Da hörte er plötzlich ein Rauschen. Es hörte sich an wie Regen.

Marko liebte den Regen, doch nur im Frühling und Sommer, wenn er warm und sanft war. Im Herbst, besonders im Spätherbst, machte der Regen das traurige Leben nur noch trauriger. Zu solcher Jahreszeit saß Marko zu Hause und sah zu, wie der Regen die laublosen Bäume peitschte. Über die nasse Straße gingen gebeugte Menschen, sie waren grau, verfroren und nass. So vergingen auch seine Jahre. Die Arbeit, das Zuhause, hin und wieder seltene Zusammenkünfte mit Freunden. Man verlangte nach etwas Anderem. Dieses Verlangen nach Anderem hatte ihn zu jenem Menschen gebracht, dessen Adresse ihm seine Freunde gegeben hatten. Sie konnten ihn nicht hinters Licht geführt haben! Doch von diesem Gedanken wurde ihm nicht leichter. Traurig dachte er darüber nach, daß dieser verfluchten Steinsack gar keinen Ausgang hatte.

Wie viele Stunde war er bereits auf der Treppe, unfähig, auf die Straße zu gelangen? Dann kam ihm der Gedanke, daß das ganze Leben einem unaufhörlichen Strampeln auf einer Riesentreppe glich, die ins Nichts führte. Weshalb konnte er sich nicht beruhigen und war so aufgereg?

Wenn es auf dieser Treppe ein Insekt weniger gäbe, würde sich davon etwa die Welt verändern? Um keine Spur!

Das Rauschen hinter der Wand wurde stärker. Marko drückte sogar sein Ohr an den kalten Marmor.

Es ist Regen, der dort hinter der Wand rauscht, dachte er. Wenn er ein Eisen gehabt hätte, hätte er die Wand so lange bearbeitet, bis blauer Himmel über ihm stand. Doch in seiner Nähe befand sich gar nichts, was ihm dazu hätte dienen können. Mit bloßen Händen konnte man gegen eine Wand nicht angehen.

Das Rauschen hinter der Wand erinnerte ihn jetzt an das Rascheln des vorjährigen Laubes. Als er sich dem Gebäude genähert hatte, fiel zwar das Laub von den Bäumen, aber es raschelte noch nicht.

Das Laub war naß. Es roch nach Staub und nicht nach Wald. Die Hausmeister kehrten es zusammen und packten es mit bloßen Händen in große Butterkartons.

Er ging langsam nach unten und zählte die Treppen. Auf der zweitausendsten blieb er stehen, doch die Treppen gingen weiter.

Wenn man aus ihnen eine lange Leiter machen könnte, dachte er, würde man das unterirdische Reich oder die Hölle erreichen. Das Licht breitete sich weiterhin gleichmäßig über der Treppe aus, die runden Fenster erinnerten an vergitterte Augen.

Marko schlug wieder eine kleine Scheibe aus und erblickte die nackte unverputzte Wand, die weiß war von Spinnweben und Staub. Sein eigenes Schicksal war ihm gleichgültig. Ihm taten nur seine Eltern leid. Zuweilen, wenn er in seinem Zimmer auf dem Bett lag und nicht einschlafen konnte, stellte er sich das Begräbnis des Vaters oder der Mutter vor. Dann sprang er auf, öffnete weit das Fenster, rauchte und saß lange auf der Fensterbank. In solchen Fällen fuhr er zu seinen Eltern, war nett zu ihnen, half ihnen bei der Arbeit, um dann erneut in seine Wohnung zurückzukehren, wo er einsam vor sich hinlebte.

Die Freunde rieten ihm zu heiraten, doch er lächelte skeptisch über ihren Rat. Familie, Kinder? Wozu? Gab es nicht genug von denen, die

Riesentreppen auf- und abstiegen, die ins Nichts führten? Die ganze Menschheit war auf ihnen unterwegs. Auf diesen Treppen freuten sich Menschen, trauerten, liebten sich, trennten sich, kamen zur Welt und starben. Und stiegen immer weiter in die Höhe, wobei sie verwüstete Felder, verschmutzte Flüsse zurückließen und dabei solche Ameisen zertrampelten, wie er eine war. Es war leichter, eine Treppe gruppenweise und nicht allein hochzugehen. Wenn man allein ging, überkamen einen Angst und Trauer.

Ich werde laut rufen, vielleicht hört mich jemand, dachte Marko, holte Luft und rief laut: "Ahoj! Ist da jemand? "

Die Treppe antwortete plötzlich mit tausend Stimmen und Lauten der lärmenden Stadt. Autos hupten, Straßenbahnen klingelten, Fensterscheiben klirrten, die Menschenmenge redete und lachte, Türen knarrten, Füße scharten. Doch die Laute und Stimmen rissen genau so schnell ab, wie sie eingedrungen waren, und Marko horchte verwundert in die Stille.

Dieser Steinsack muß einen Ausgang haben, überlegte er, ich werde eine Scheibe einschlagen und die Treppe zerkratzen, und nicht mehr weitergehen.

Er mußte darüber lachen, daß er mit einem Stück Glas einen Ausgang in der gemauerten Wand ausheben wollte. Wer weiß, wohin er ihn hinbringen würde. Vielleicht unter die Erde? Er war so lange nach unten gegangen, Gott allein wußte, wie weit er gestiegen war.

"Hej, Venezianer!" rief Marko unerwartet. "Wenn du lebst, antworte mir!" Er wollte jenen außergewöhnlichen Mann sehen, der diese rätselhafte Treppe erbaut hatte. Selbst wenn er mit einem Messer erscheinen würde. Das Unbekannte wurde unerträglich. Markos Stimme hatte für einen kurzen Augenblick die Stille gestört, sie meldete sich mit Stimmen, Kleidergeraschel, lautem Lachen und greisenhaftem Keuchen, um dann erneut zu verstummen und zu Stein zu werden. Kehren die Menschen, die auf diese Treppe geraten, nie mehr in ihre Häuser zurück und kommen hier elend um? Zum ersten Mal sah sich Marko den

Aufzugschacht näher an, der mit einem dichtem Netz umgeben war. Er war so viele Stunden um ihn herumgegangen und hatte gar nicht darüber nachgedacht, wozu er errichtet worden war, was konnte nur darin sein? Doch in der Zeit, als der Venezianer die Labyrinthtreppe erbaut hatte, damit niemand zu seiner schönen Frau eindringen konnte, da hatte noch niemand etwas von Aufzügen gewußt. Wie viel Zeit war seither vergangen? War hier niemand herumgeirrt? Wenn es solche Tollkühnen oder Verrückten gegeben hätte, wäre er da nicht auf ihre sterblichen Überreste gestoßen? Doch er hatte nichts gefunden.

Marko hatte nicht vor, in diesem verfluchten Sack zu sterben...

Er war bereits etliche Stunden am Arbeiten. Auf der Treppe lag ein Haufen zerschlagener Ziegelsteine, in der Wandnische konnte sich Marko bereits verstecken. Die zerschundenen Fingernägel brannten unbarmherzig, er nahm die zerfetzten Fingerkuppen in den Mund, befeuchtete sie mit Speichel, um ein wenig den Schmerz zu stillen. Vom Staub war seine Kleidung ganz weiß, als wäre er mit Mehl bestäubt. Der Durst quälte ihn. Mit erneuter Wut stürzte er sich gegen die Wand, die ihn vom alltäglichen und verhassten, doch im Augenblick so begehrten Leben trennte. Dabei hatte er Sonderwünsche gehabt! Hatte es ihm nicht genügt, sich über jeden neuen Tag und die Sonne zu freuen?

Er schlief in der Nische ein. Ihn weckte der brennende Schmerz in den Fingern. Sie waren so angeschwollen, daß er allein bei ihrer Berührung tausend Nadeln spürte, die in sein Herz eindringen.

Marko begann zu weinen. Er hätte sich nicht so besessen in die Arbeit stürzen sollen, dann wäre es ihm jetzt möglich gewesen, langsam die Wand abzutragen und Stein für Stein aus ihr herauszuziehen. Nun mußte er schweigend auf seinen Tod warten. Eine schreckliche Wut auf den teuflischen Venezianer stieg in ihm hoch, wenn er in der Nähe gewesen wäre, hätte er ihm am liebsten die Kehle durchgebissen oder ihn in Stücke zerrissen. Da lachte die Stille über ihm auf. Marko sprang aus seiner Nische und lauschte, woher die Laute kamen: von oben oder von unten?

Jemand mußte hier sein, wenn er über ihn lachte. Marko war bereit, sich auf den zu stürzen, der ihn verhöhnte, doch das Lachen kam gleichmäßig von unten und von oben, und er stand unentschlossen da.

Marko hatte für sich entschieden, daß es ganz bestimmt der Venezianer war. Er mußte oben sein, deshalb stürzte er mit einem Ziegelstein in der Hand nach oben. Außerdem hatte er überlegt, daß es von oben leichter war, zur Wandnische zurückzukehren. Er lief und flüsterte:

"Feigling, weshalb zeigst du dich nicht? Zeig dich, zeig dich nur, verfluchter Venezianer!" Vom Laufen mußte er stark keuchen und war schweißnaß, doch er begegnete niemandem. Er zögerte eine Weile, versuchte wieder ruhig zu atmen und überlegte dabei, wie er weiter vorgehen sollte, dann stieg er wieder nach oben, nachdem er sich gesagt hatte, daß er immer noch zur Nische umkehren konnte.

Doch die Treppe war endlos.

Es ist völlig sinnlos, die Treppe weiter hochzugehen, ich muß zum Wandloch umkehren und meine Arbeit fortsetzen. Meine Arbeit wird mich zum Licht führen.

Er wollte rauchen, doch in seiner Packung war nur noch eine Zigarette übrig. So beschloß er, sie für einen besseren Augenblick aufzubewahren, falls es denn je noch einen geben würde. Nachdem er sich eine Weile ausgeruht hatte, ging er wieder nach unten, doch er fand nirgends den Haufen herausgeschlagener Ziegel und die ausgehöhlte Nische. Das beunruhigte ihn sehr. Das hätte noch gefehlt, daß er seinen Gang verloren hatte! Ihm würde weder die Kraft noch die Geduld reichen, aufs Neue die Wand zu bearbeiten, um einen Ausgang zu schaffen. Mit seinen geschwellenen, zerschundenen Fingern konnte er bei den starken Schmerzen kaum etwas berühren. Dauernd befeuchtete er sie mit Speichel und versuchte sie zu kühlen, indem er darauf blies. Nein, ihm würde die Kraft nicht reichen, es erneut zu versuchen. War er denn so ein Schwächling, daß er aus Verzweiflung seine letzte Zigarette rauchen und weinen würde? Das durfte nicht sein! Er mußte einen Ausgang finden!

Und Marko lief weiter die Treppe hinunter...

## **In der Realität ist kein Platz für Träume**

Triste Wohnblocks, müde Menschen mit grauen Gesichtern, ein trostloser Alltag in hektischen, nach Auspuffgasen stinkenden Städten und von schweren Wodkaschwaden stickigen, engen Wohnungen. Das ist die Realität.

Wispernde Wälder, weise alte Frauen, die aus duftenden Kräutern seltsamen Trunk bereiten, Tiere, die denken und sprechen, wundersame Gestalten mit wunderbaren Fähigkeiten. Das ist die poetische Wirklichkeit einer wachsenden Zahl junger ukrainischer Schriftsteller.

Es mag schon absurd erscheinen : in einem Land wie der Ukraine, dessen Kultur seit Jahrhunderten geprägt ist von einer besonderen Nähe zur Natur, wie dies ursprünglichen Agrarvölkern in der ganzen Welt eigen ist, hat Natur bei den jüngeren Schriftstellern vor allem in der Phantastik einen Raum !

Es erscheint ebenso seltsam, daß in einer Kultur, in der, wie in allen Agrarkulturen, Religion und Moral seit jeher einen dominanten Platz eingenommen haben, jüngere Autoren Gedanken von Gut und Böse, von Selblosigkeit und Moral vor allem in phantastischen Texten verarbeiten!

Und doch ist die Bedeutung dieser phantastischen Erzählform durchaus verständlich: es ist geradezu eine Flucht vor dem Alltag, der vor allem für die Nachkriegsgenerationen enttäuschend und aussichtslos erscheint.

Dabei ist es nicht nur die wirtschaftliche Situation, die diesen Pessimismus nährt. Es ist das wachsende Bewußtsein daß die vergangenen Jahrzehnte, die "Sowjetzeit" und die "Sowjetkultur", die Ukraine in vielfacher Hinsicht zerstört und verarmt haben: die in der Sowjetzeit propagierte und praktizierte Fortschrittsgläubigkeit, die Dominanz technologischer und rein wirtschaftlicher Überlegungen hat die Natur in ganzen Gebieten grundlegend zerstört und das ökologische Gleichgewicht für Jahrzehnte vernichtet; die wirtschaftliche Not, der Zynismus der herrschenden Ideologie und ihrer Vertreter hat die Menschen egoistisch, materialistisch und hoffnungslos gemacht. Dies ist besonders schmerzlich für die Enkel einer Generation, für die die Nähe

zur Natur, die Achtung vor dem Lebenden, der Respekt vor dem Tier und, natürlich auch das Mitgefühl für den Nächsten, die Hilfsbereitschaft und das herzliche Zusammenleben zu den höchsten Werten gehörten.

Die meisten ukrainischen Autoren der Nachkriegszeit sind auf dem Land großgeworden, diesem einst so fruchtbaren Land, das in den vergangenen Jahrzehnten gnadenlos ausgebeutet, chemisch vergiftet, mit gigantischen Stauwerken und künstlichen Meeren verunstaltet wurde.

Da im Alltag für die einstigen Werte kein Raum mehr geblieben ist, träumen sie von wahrer Natur, ebenso wie von wahrer Güte im Bereich der Phantastik.

Dies um so mehr, als diese Gattung in der ukrainischen Literatur eine lange Tradition hat. Die gesamte ukrainische Folklore ist reich an phantastischen Motiven : in Legenden, Überlieferungen, Liedern tummeln sich Teufel, Hexen, Zauberer und allerlei Naturgeister.

Phantastische Motive durchziehen einen großen Teil der ukrainischen Literatur des 19. Jhs. Angeregt durch die Hinwendung der Romantik zur Volksdichtung haben Volkskundler, Historiker und Schriftsteller zahlreiches Erzählmateriale aufgezeichnet. Doch nicht nur in diesem aus mündlicher Volksüberlieferung aufgezeichneten Schriftgut nimmt die Phantastik einen großen Raum ein.

Da infolge der zentralistischen russischen Kulturpolitik im 18. Jahrhundert die zahlreichen Druckereien in der Ukraine, ihre Arbeit einstellen mußten, ist ein großer Teil des ukrainischen Schrifttums dieser Zeit ungedruckt geblieben. Es ist teilweise in Handschriftform in den Archiven des Landes erhalten geblieben und stellt heute für einige Autoren eine unerschöpfliche Quelle dar. So hat der heute in der Ukraine anerkannte Autor Walerij Schewtschuk, der sich auch als Literatur- und Kulturhistoriker betätigt, viele Geschichten phantastischen Charakters in seine zumeist historische Prosa eingebaut. Er entdeckte sie während der 1970er Jahre, als seine Werke nicht veröffentlicht werden konnten, und er zumeist in ukrainischen Archiven arbeitete.

Wie tief das Übernatürliche in das Leben der Menschen eingreifen konnte, wie die jahrhundertealte Weisheit über die Kraft der Kräuter zu

helfen aber auch zu zerstören, wie streng der Kodex des Hütens und der Weitergabe der Naturgeheimnisse geachtet wurde, an welche Gebote sich die Zunft der Zauberinnen und Zauberer halten mußte, um nicht selbst zum Opfer zu werden, erfahren wir teilweise aus der poetischen Erzählung "Die Stimme des Grases."

Bereits in die Prosawerke der 1950-70er Jahre ukrainischer Autoren wie Olexander Iltschenko, Roman Iwanytschuk, Wolodymyr Drosd, Jewhen Huzalo, Wassyl Semljak u.v.a. waren phantastische Elemente eingegangen, die auf die erwähnte ukrainische Tradition zurückgehen.

Die vorliegende Auswahl beschränkt sich auf eine eher "romantische" Phantastik. Es gibt in der zeitgenössischen ukrainischen Literatur allerdings auch eine starke Strömung "utopischer" Phantastik, die im Westen als "Science Fiction" bezeichnet wird; auch sie hat eine gewisse Tradition seit den 20er Jahren, Autoren wie Wolodymyr Wynnytschenko, Jurij Smolytsch, Oles Berdnyk haben sie populär gemacht, und eine ganze Reihe junger Prosaiker setzt sie fort.

Auch sie ist, wie die "romantische" Phantastik, gekennzeichnet von einer sehr "poetischen" Prosa, von Bildern, Metaphern, Stimmungsbeschreibungen, wie sie hierzulande eher auf Gedichte beschränkt bleiben.

Diese Poetisierung der Sprache ist jedoch gleichsam eine Poetisierung des Alltags: in der heutigen ukrainischen Realität ist offensichtlich wenig Platz für Träume...

Anna-Halja Horbatsch

## Zu den Autoren

*Roman Bresizkyj*, geb.1959 in Sawydkе, Gebiet Lwiw. Abschluß der Pädagogischen Hochschule in Brody, Gebiet Lwiw, und des Maxim Gorkij-Instituts für Literatur in Moskau. Seine zahlreichen Veröffentlichungen haben zum Grundgedanken die christliche Moral. 1995 erschien sein Roman *Na olywjannij hori* ( Auf dem Ölberg ), der sich mit den jungen Männern befaßt, die in der Sowjetzeit nach Afghanistan in den Krieg geschickt wurden. Die Erzählung *Malenkyj vyhnanez* (Der kleine Vertriebene) ist erschienen in der Literaturzeitschrift *Dzwin* 8/1996.

*Wolodymyr Danylenko*, geb. 13.9. 1959 bei Schytomyr, im Nordwesten der Ukraine, arbeitet heute als Rundfunk- und Zeitschriftenredakteur und ist Herausgeber einer Reihe von Prosaanthologien der zeitgenössischen ukrainischen Literatur. In seinen eigenen Erzählungen vereint er Ironie, Gefühl und Nachdenklichkeit. In seiner Erzählung *Slywowa kistotschka* (Der Pflaumenkern) beschreibt er die traditionsreichen Antiquariate von Schytomyr, mit ihren skurrilen Buchsammlern.

*Olexander Dennyssenko*, geb. 5.9.1958 in Kiew, hat ein Studium an der Moskauer Filmakademie abgeschlossen und arbeitet als Drehbuchautor, Regisseur und Schauspieler in Kiew. Er publiziert in literarischen Zeitschriften und Anthologien konventionelle und phantastische Prosa. Die vorliegende Erzählung *Die Seele des Flusses* (Duscha riky) wurde der literarischen Zeitschrift *Kurjer Krywbassu* (87-90/1997) entnommen.

*Wassyl Habor*, geb. 10.12.1959 in Transkarpatien, lebt heute in Lwiw. In seiner humoristischen Prosa vereinigt er Traditionalismus und Realismus; er wendet sich in letzter Zeit auch phantastischen und magischen Themen zu. Er ist Herausgeber von neuzeitlicher ukrainischer Prosa zumeist jüngerer Autoren (1997 und 1999) in der literarischen Zeitschrift

*Kurjer Krywbassu* (erscheint seit 1994 in der südkrainischen Stadt Krywyj Rih). Ein Band Erzählungen erschien 1999 in Lwiw: *Knyha eksotytschnych sniw ta realnych podij* (Buch exotischer Träume und realer Ereignisse), dem die Erzählung *Das gespenstische Haus* entnommen wurde.

*Oleh Howda*, geb. 17.4.1964 in Lwiw. Nach seinem Chemiestudium an der Polytechnischen Hochschule in Lwiw ist er als Agrarchemiker in der Westukraine tätig. Seine Prosa veröffentlicht er in Almanachs und literarischen Zeitschriften. Die vorliegende Erzählung wurde 1997 in *Kurjer Krywbassu* (Nr.10-11) publiziert.

*Walerij Kossenko*, geb.5.12.1963 in Schytomyr, studierte Philologie an der Kiewer Universität und lebt in Schytomyr. Er schreibt zumeist ironische Prosa, die er in literarischen Zeitschriften und Anthologien veröffentlicht. Die vorliegende Erzählung wurde der Prosaanthologie *Na dobranok Millenium!* (Guten Morgen Millenium!) entnommen (*Kurjer Krywbassu* 119-121/1999)

*Taras Schewtschenko - Sadunajskyj*, Pseudonym der 1967 in Kiew geborenen Zwillingbrüder Dmytro und Witalij Kapranow. Begeistert von der Phantastik der ukrainischen Literatur des 19. Jahrhunderts, versuchen sie deren Motive in unsere Zeit zu übertragen und ihnen somit einen modernen Anstrich zu geben. Sie bereiten eine entsprechende Anthologie vor. Die ukrainische Vorlage des hier vorgestellten Textes mit dem Titel *Son* (Der Traum), in unserer Übersetzung "Der Werwolf", lag uns als Manuskript vor.

*Walerij Schewtschuk*, geb.20.8.1939 in der nordwestlichen ukrainischen Stadt Schytomyr, lebt in Kiew. Abgeschlossenes Geschichtsstudium, als Kultur- und Literaturhistoriker tätig. Einer der erfolgreichsten ukrainischen Autoren, der zahlreiche Werke mit

zeitgenössischer, historischer und phantastischer Thematik verfaßt hat. Die vorliegende Erzählung ist dem 1989 erschienenen "Balladenroman" *Dim na hori* (Das Hügelhaus) entnommen. Darin läßt er einen fiktiven Urahn namens Iwan Schewtschuk, der als Ziegenhirt ein naturnahes Leben führt, phantastische Geschichten mit historischen, mythischen und romantischen Motiven aneinanderreihen. Sie spiegeln den großen Themenreichtum der ukrainischen Folklore wider. Walerij Schewtschuk, der geistigen Strömungen nachspürt, die die Ukraine im Verlauf der Geschichte vom Süden, Westen und Osten beeinflusst haben, sieht sich in der Tradition des ukrainischen Wanderphilosophen Hryhorij Skovoroda (1722-94) mit seinem Streben zu innerer Harmonie und Humanismus.

*Bohdan Scholdak*, geb.13.2.1948 in Kiew, gehört zu den bekanntesten Kiewer Autoren. In seinen satirisch-grotesken Erzählungen ist kaleidoskopartig das Stadtleben eingefangen. Er schreibt auch phantastische Prosa, wobei er nicht nur alte romantische Motive der ukrainischen Literatur des 19. Jahrhunderts neu interpretiert, sondern auch gern, wie der vorgestellte Text zeigt, utopische Aspekte miteinbezieht. Die vorliegende Erzählung *Spokonwitschna ljudyna* (Der urewige Mensch), im vorliegenden Band "Der Steinzeitmensch), ist dem 1996 in Kiew erschienenen Prosaband *Spokusy* (Versuchungen) entnommen.

*Wassyl Trubaj* (richtiger Name: *Karassjow*), geb. 6. 6. 1952, kommt aus Jabluniwka, Gebiet Kiew, und lebt in Obuchiw, wo er als Zeitungskorrespondent arbeitet. Abgeschlossenes Studium an der Seeakademie zu Murmansk. 1995 erschien sein Roman *Kinec switu* (Das Ende der Welt), er veröffentlicht seine Prosa zumeist in literarischen Zeitschriften. Die vorliegende Erzählung *Jama* (Das Erdloch) entnahmen wir der Prosasammlung: *Na dobranok milenium!* (*Kur'jer Krywbasu*, Nr.119-121.1999).

*Jurij Wynnytschuk*, geb 1952 in Iwano-Frankiwsk, hat die dortige Pädagogische Hochschule abgeschlossen. Er ist Herausgeber phantastischer Prosa, verfaßt Satiren und phantastische Prosa. Er hat lange als Kritiker und Übersetzer für literarische Zeitschriften der Ukraine gearbeitet. Die vorliegende Erzählung *Das Leuchten* wurde dem gleichnamigen Prosaband *Spalach* (Kiew 1990) entnommen. Er ist Begründer und literarischer Berater des Lemberger satirischen Theaters *Ne schuryj* (seit 1988), und Autor der satirischen *Lwiwski obserwaciji* (Lemberger Beobachtungen) der Zeitung *Postup* (Der Fortschritt).

## Inhaltsverzeichnis

<i>Walerij Schewtschuk</i>	Die Stimme des Grases	3
<i>Roman Bresizkyj</i>	Der silberne Sternenhund	56
<i>Wassyl Trubaj</i>	Das Erdloch	67
<i>Wolodymyr Danylenko</i>	Der Pflaumenkern	81
<i>Taras Schewtschenko- Sadunajskij</i>	Der Werwolf	94
<i>Bohdan Scholdak</i>	Der Steinzeitmensch	109
<i>Jurij Wynnytschuk</i>	Das Leuchten	118
<i>Oleh Howda</i>	Der Fluch der Liebe zu...	155
<i>Oleksander Denyssenکو</i>	Die Seele des Flusses	160
<i>Walerij Kossenko</i>	Die Abflussmaschine	168
<i>Wassyl Habor</i>	Das gespenstische Haus	173
<i>Anna-Halja Horbatsch</i>	Kein Platz für Träume	182
<i>Anna-Halja Horbatsch</i>	Zu den Autoren	184

Aus dem Programm des Brodina Verlags:

Deutsch-Ukrainische Edition: Lyrik

*Ihor Rymaruk* **Goldener Regen.**

51 S., 1996. DM 9,--  
ISBN 3-931180-01-8

*Jurij Andruchowytch (Hrsg.)* **Reich mir die steinerne Laute.**

Ukrainische Lyrik d. 20. Jhs.  
163 S., 1996. DM 18,--  
ISBN 3-931180-05-0

*Lina Kostenko* **Grenzsteine des Lebens.**

Gedichte.  
157 S., 1998. DM 20,--  
ISBN 3-931180-07-7

*Viktor Korčun* **Weißer Psalmen** und andere Gedichte.

109 S., 1999. DM 20,--  
ISBN 3-931180-09-3

*Anna-Halja Horbatsch (Hrsg.)* **Stimmen aus Tschornobyl.**

Eine Anthologie. 183 S., 1996. DM 20,--  
ISBN 3-931180-03-4

*Walerij Schewtschuk* **Mondschein über dem Schwalbennest.**

Prosa. 152 S., 1997. DM 20,--  
ISBN 3-931180-06-9

*Anna-Halja Horbatsch (Hrsg.)* **Ein Rosenbrunnen.**

Junge Erzähler aus der Ukraine.  
Eine Anthologie. 206 S., 1998. DM 24,--  
ISBN 3-931180-08-5

*Anna-Halja Horbatsch (Hrsg.)* **Die Kürbisfürstin.**

Eine Anthologie zum Frauenthema in der Ukraine.  
158 S., 1999. DM 20,--  
ISBN 3-931180-10-7

*Anna-Halja Horbatsch* **Die Ukraine im Spiegel ihrer Literatur.**

Beiträge. 156 S., 1997. DM 20,--  
ISBN 3-931180-04-2

A15593

Wundersame Wesen, seltsame Naturereignisse in einem eher grauen Alltag: phantastische Erzählungen sind für viele ukrainische Autoren eine poetische Erholung von der Realität. Phantastische Elemente dienen ihnen aber auch dazu, Probleme von Recht und Unrecht, von Moral und Egoismus darzustellen...

ISBN 3-931180-11-5  
DM 20,--

32/4